



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

1987 · 73. Jahrgang · Heft 1

89.13607

4712-911 9



(2403-743)

Bibliothek

Braunschweig





Braunschweigische **Heimat**

Im Auftrag des Braunschweigischen Landesvereins
für Heimatschutz e. V. herausgegeben von

Gerd Biegel

1987 · 73. Jahrgang · Heft 1
Braunschweig 1987

Titelbild:

Riddagshausen, Zisterzienserklosterkirche, Ansicht
von Süd-Osten

© Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz

Geschäftsstelle: Burgplatz 1

Braunschweigisches Landesmuseum

D-3300 Braunschweig

Schriftleitung: Gerd Biegel

Burgplatz 1, D-3300 Braunschweig

Alle Zuschriften sind an den Schriftleiter zu richten;
ebenfalls Besprechungsexemplare und Sonderdrucke
von Aufsätzen, die im Literaturteil angezeigt werden
sollen.

Für die einzelnen Beiträge sind jeweils die Verfasser
verantwortlich.

Umschlagentwurf: Prof. Klaus Grözinger,
Braunschweig

Abbildungen:

Lutz Pape, Weddel (Umschlagbild; S. 7–20);

Hermann Fischer, Wahrenholz (S. 33–36);

Erika Eichhorn/Marlis Landgraf, Braunschweig
(Karten S. 38 u. 40);

Dieter Sievers, Braunschweig (S. 47, 48, 50–64);

Abb. S. 49 u. 65 sind den Kunstdenkmälerinventar-
bänden der Kreise Wolfenbüttel bzw. Paderborn ent-
nommen.

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanz-
amtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-
231-Gem LNR.: B 41) als förderungswürdig im Sinne
der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über
den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spenden-
bescheinigungen erteilt werden.

Anmeldungen über die Geschäftsstelle Burgplatz 1,
3300 Braunschweig.

Postgirokonto des Braunschweigischen Landes-
vereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308.
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690,
Braunschweig

Druck: Waisenhaus-Druckerei GmbH,
Braunschweig

Inhalt

- 5 Gerd Biegel
 Vorwort

- 7 Hans-Henning Grote
 Neue Forschungen zur Baugeschichte des
 Zisterzienserklosters Riddagshausen

- 21 Herbert Blume
 Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und
 Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen
 vom 18. bis ins 20. Jahrhundert

- 33 Heinz Eichhorn
 Zum Problem der künftigen Nutzung des Weddeler
 Grabens im Naturschutzgebiet Braunschweig/
 Riddagshausen

- 41 Erwin Rudolf Scherner
 Die Artenlisten von F. A. H. Lachmann (1841)–
 Dokumente zur Frühgeschichte der Ornithologie
 in Braunschweig

- 47 Mathias Haenchen
 Zur Baugeschichte der Kirche von Ampleben

Anschriften der Autoren

Gerd Biegel, M. A.
Braunschweigisches Landesmuseum
Burgplatz 1
D-3300 Braunschweig

Dr. Herbert Blume
Blücherstr. 1
D-3300 Braunschweig

Heinz Eichhorn
Stolpstr. 12
D-3300 Braunschweig

Hans-Henning Grote, M. A.
Gneisenastr. 34
D-2000 Hamburg

Mathias Haenchen
Rosenstr. 20
D-3300 Braunschweig

Dr. Erwin Rudolf Scherner
Strandallee 3
D-2893 Butjadingen-Tossens

Gerd Biegel

Vorwort

Als zu Beginn des Jahres 1987 mit Heft 3/4 der 72. Jahrgang der Braunschweigischen Heimat vollständig vorlag, bat die langjährige Schriftleiterin, Dr. Mechthild Wiswe, um Befreiung von diesem Amt. Vorstand und Beirat des Braunschweigischen Landesvereins hatten dieser Bitte um Entlastung selbstverständlich entsprochen und gleichzeitig die Leistung der bisherigen Schriftleiterin gewürdigt. Dr. Mechthild Wiswe hat ihre Tätigkeit als Schriftleiterin der Braunschweigischen Heimat 11 Jahre lang wahrgenommen und mit viel Engagement und umsichtiger Sachkenntnis geführt. Die vielfältigen Kontakte zu angesehenen Autoren entsprangen nicht zuletzt persönlichen Verbindungen, so daß es stets gelang, diese Autoren für Beiträge in der Braunschweigischen Heimat zu gewinnen. Die Schriftleiterin selbst hat mit zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen und Literaturanzeigen die Zeitschrift bereichert. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz dankt der ehemaligen Schriftleiterin für ihre geleistete Arbeit und hofft, daß sie als Autorin auch weiterhin der Braunschweigischen Heimat eng verbunden bleiben wird.

Die Nachfolge in der Schriftleitung hat der Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums übernommen. Der Bitte um Übernahme dieses verantwortungsvollen Amtes habe ich nach intensiver Überlegung gerne entsprochen. Eine wichtige Grundlage für diese Entscheidung, in Zukunft die Schriftleitung der Braunschweigischen Heimat zu übernehmen war die Tatsache, daß der Landesverein und seine Zeitschrift seit vielen Jahrzehnten eng mit dem Braunschweigischen Landesmuseum verbunden sind. Diese Tradition und Kontinuität soll auch mit der neuen Schriftleitung gewahrt werden. In gleicher Weise wird die Kontinuität der inhaltlichen Schwerpunkte dieser Zeitschrift eine Verpflichtung bleiben, so daß alle Bereiche der sogenannten Heimatpflege Berücksichtigung finden können, wobei auch aktuellen Fragen und Aspekten von Naturschutz, Umweltschutz oder Denkmalpflege angemessener Raum gewährt werden soll. Ebenso wie der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz sich in den vergangenen Jahren verstärkt darum bemüht, sich dem wan-

delnden Problembewußtsein der modernen Gesellschaft zu stellen, soll dies auch in aktuellen Beiträgen der Zeitschrift geschehen. Ziel ist dabei, über den treuen Mitgliederkreis des Landesvereins hinaus neue Zielgruppen und insbesondere junge Menschen für die Arbeit des Braunschweigischen Landesvereins zu gewinnen. Hierzu kann gerade die Zeitschrift ein nicht zu unterschätzendes Werbemittel darstellen.

Mit dem ersten Heft, das von dem neuen Schriftleiter vorgelegt wird, sind zugleich auch konzeptionelle Änderungen sichtbar, die mit Zustimmung von Vorstand und Beirat entwickelt wurden. Die zunächst wichtigste Neuerung wird die Erscheinungsweise der Zeitschrift sein. Ab dem nun vorliegenden 73. Jahrgang der Zeitschrift Braunschweigische Heimat werden jährlich nicht mehr vier Hefte erscheinen, sondern jeweils nur zwei im Umfang erweiterte Hefte. Damit ist die Möglichkeit gegeben, umfangreichere Aufsätze zu veröffentlichen und somit auch einen neuen Kreis interessanter Autoren zu gewinnen. Mit dem von Prof. Klaus Grözinger neu entworfenen Umschlag ist nun auch die Möglichkeit geboten, in jedem Heft ein farbiges Umschlagbild zu veröffentlichen. Auch das Innere des Heftes ist nach modernen graphischen Gesichtspunkten neu gestaltet worden. Damit soll die Attraktivität der Zeitschrift erhöht werden, um neue Leserschichten zu gewinnen. Zusätzlich zu den Fachartikeln werden in den nächsten Heften noch ein aktueller Nachrichtenteil und wie bisher üblich umfangreiche Buchbesprechungen aufgenommen.

Die zahlreichen Überlegungen zur neuen Gestaltung und Konzeption der Zeitschrift hatten einige Zeit erfordert. Schon bald nach Übernahme der Schriftleitung lagen zwei wichtige und interessante Aufsätze (Grote, Blume) vor, so daß der Optimismus bestand, ohne allzugroße Verzögerung den Jahrgang 1987 fertigzustellen. Um jedoch die kontinuierliche Arbeit an der Zeitschrift zu sichern, bestand die Absicht, erst dann mit Heft 1/1987 in Drucklegung zu gehen, wenn wenigstens für einen weiteren Jahrgang die Hauptbeiträge eingeworben worden sind. Dieses Ziel war jedoch wesentlich zeitaufwendiger zu erreichen, als ursprünglich erwartet, so daß die Geduld der Mitglieder des Landesvereins auf eine harte Probe gestellt wurde. Gleichzeitig möchte ich in aller Offenheit anmerken, daß es die berufliche Belastung bei

der Neueinrichtung des Braunschweigischen Landesmuseums in den vergangenen beiden Jahren mit sich brachte, daß die Redaktionsarbeiten wesentlich längere Zeit in Anspruch nahmen, sollten sie mit der gewohnten Sorgfalt ausgeführt werden. Für diese Verzögerung beim Erscheinen der Braunschweigischen Heimat möchte ich die betroffenen Autoren und die Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins um Nachsicht und Verständnis bitten.

Die Vorbereitungen für den Druck der nächsten Hefte der Zeitschrift sind soweit abgeschlossen, daß

noch in der ersten Hälfte 1989 die Lücke bis einschließlich Heft 1/1989 geschlossen sein wird.

Als Schriftleiter hoffe ich, daß die neue Form der Braunschweigischen Heimat Zustimmung bei allen Lesern finden und die Schriftleitung auch in Zukunft so aufgeschlossen und bereitwillig unterstützt werden wird, wie dies in der Vergangenheit bereits geschehen ist.

Für Anregungen und Wünsche aus dem Kreis der Mitglieder des Landesvereins und der Leser der Zeitschrift bin ich jederzeit dankbar.

Hans-Henning Grote

Neue Forschungen zur Baugeschichte des Zisterzienserklosters Riddagshausen

Vom ehemaligen Zisterzienserkloster in Riddagshausen sind nur wenige Gebäude übriggeblieben (Abb. 1). Der älteste, heute noch stehende Bau ist das Torhaus im Norden der Klosteranlage. Es stammt aus den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts.¹

Zwischen 1216 und 1275 wurde die große gotische Klosterkirche errichtet.²

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde an das ältere Torhaus eine Fremdenkapelle angebaut.³

Der jüngste, noch erhaltene Bau der ehemaligen Klosteranlage stellt die sogenannte Siechenkapelle dar, die sich östlich an den der gotischen Klosterkirche nach Süden vorgelagerten Klostertrakt ehemals anschloß. Die Siechenkapelle wurde im späten 13. Jahrhundert errichtet.⁴

Neben diesen vier heute noch erhaltenen Bauten stand bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts auch der gesamte Klausurtrakt, im Süden der heutigen Klosterkirche vorgelagert, noch.⁵

Durch einen Grundriß⁶ und eine Zeichnung Ludwig Tackes (Abb. 2, 3),⁷ die einen Einblick in den östlichen Kreuzgangflügel wiedergibt, sowie durch ein Kapitellfragment aus dem ehemaligen Kapitelsaal können wir auch etwas zur Bauzeit des ehem. Klausurtraktes sagen.

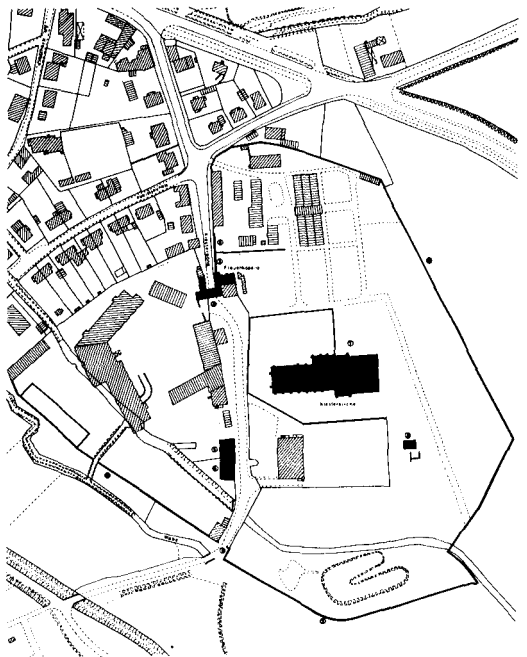
An den südlichen Querhausarm der heutigen Klosterkirche schloß sich, etwas zu diesem versetzt, der Ostflügel des Klostertraktes an (Abb. 4, 5). Noch heute zeugen an der Südaußenwand des südlichen Querhausarmes spärliche Gewölbereste von der Existenz der sich hier ehemals befindenden Sakristei. Ihr folgte nach Süden der dreischiffige, nach Osten gegenüber der Bauflucht des Ostraktes überspringende Kapitelsaal, dann das einschiffige Parlatorium, ein Vorraum und ein Durchgang. Am Südende des Ostraktes befand sich der Brudersaal. Im Südflügel lag im Osten die Wärmekammer, westlich folgte dieser das zweischiffige, durch 4 Stützen geteilte Mönchsrefektorium, an das sich nach Westen die Küche anschloß. Im Westtrakt waren Vorratsräume und

das zweischiffige, durch 4 Stützen getrennte Laienrefektorium untergebracht.

Eine genaue Vorstellung von der Westwand des Kapitelsaales gibt uns die Zeichnung Ludwig Tackes (Abb. 3).⁸ Diese Zeichnung konnte so umgezeichnet werden, daß der Blick direkt auf die Westwand des Kapitelsaales geht.⁹ Mittig führte ehemals ein in die Wand hineingestuftes Rundbogenportal in den Kapitelsaal (Abb. 6). Seitlich dieses Portales dienten zwei rundbogige Zwillingsfenster zum Beleuchten des Raumes. Die große Gliederung des Portales und der Fenster, sowie die Detailformen und Profile verweisen uns auf die Westwand des Kapitelsaales des St. Ägidienklosters in Braunschweig. Daneben scheint auch der Grundriß (Abb. 2) des Riddagshäuser Kapitelsaals mit seinen 4 die Schiffe von einander trennenden Stützen und die drei die Ostwand des Raumes öffnenden Fenster an den Artgenossen im St. Ägidienkloster in Braunschweig zu erinnern (Abb. 7).

Abb. 1 Riddagshausen, Karte des heutigen Klosterbezirkes.

1 Klosterkirche; 2 Torhaus; 3 Frauen- und Fremdenkapelle; 4 Siechenkapelle; 8,9 Klostermauer



Das Bruchstück eines Kapitells, das sich heute im Lapidarium des Braunschweiger Landesmuseums befindet und das aus dem abgebrochenen Riddaghäuser Klostertrakt stammt, weist die gleichen Blattbildungen wie Kapitelle im Kapitelsaal und im Parlatorium im Ägidienkloster in Braunschweig auf.

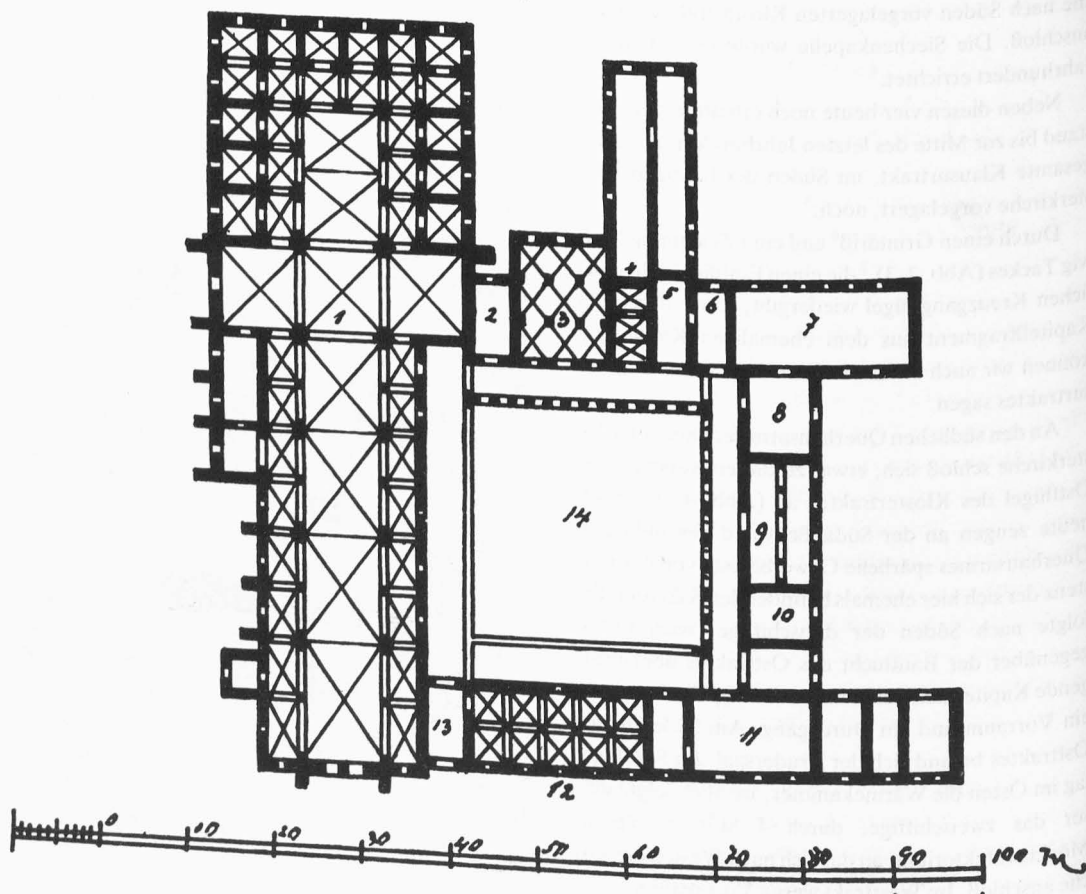
Mit dem korinthisierenden Kapitell des Kapitelsaales des Ägidienklosters hat es den unteren doppelschichtigen Konsolblattkranz und die oberen doppelt aufeinander geschichteten Volutenblätter gemeinsam. Auch die Blütenrosette tritt an beiden Kapitellen auf.

Vom flächigeren Blattwürfelkapitell des Braunschweiger Raumes nimmt das Riddaghäuser Fragment die dicht aneinander gesetzten Volutenblätter auf.

Auf Grund der außerordentlich stilistischen Nähe des Riddaghäuser Kapitellfragmentes zu den Kapitellen im Kapitelsaal des Ägidienklosters und der fast dinglichen Wiederholung beider Westaußenwände muß geschlossen werden, daß der Kapitelsaal und damit auch der Osttrakt des Riddaghäuser Klostergeviertes in zeitlich engem Anschluß an den Osttrakt

Abb. 2 Riddagshausen, Grundriß der ehemaligen Klostergebäude auf der Südseite der Klosterkirche
1 Klosterkirche; 2 Sakristei; 3 Kapitelsaal; 4 Parlatorium; 5,6 Vorraum; 7 Brudersaal, über 2–7 im Obergeschoß Mönchsrefektorium; 8 Wärmestube;

9 Mönchsrefektorium; 10 Küche; 11 Vorratsräume, darunter Keller; 12 Laienrefektorium; 13 Eingang in den Kreuzgang, über 11–13: Laiendormitorium; 14 Hof des Kreuzganges.



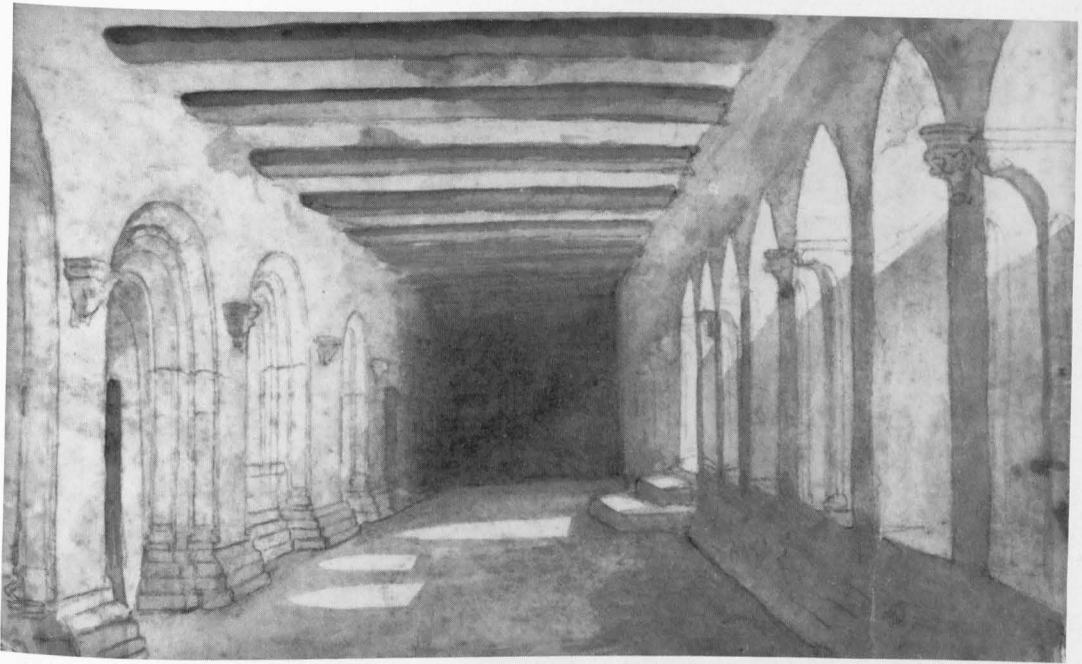


Abb. 3 Riddagshausen, Ostflügel des ehem. Kreuzganges, Zeichnung von Ludwig Tacke im Braunschweigischen Landesmuseum

des St. Ägidienklosters in Braunschweig errichtet wurde. Da der Osttrakt des Ägidienklosters in den späten 60er Jahren des 12. Jahrhunderts entstand,¹⁰ muß der Riddagshäuser Ostflügel am Anfang des 8. Jahrzehnts des 12. Jahrhunderts angesetzt werden. Wie der Ostflügel des Kreuzganges des Ägidienklosters war auch der Riddagshäuser Ostflügel zunächst flach gedeckt. Wie der Vorgängerbau der heutigen frühgotischen Klosterkirche ausgesehen hat, kann nicht gesagt werden. Auf jeden Fall lag die ältere Querhauswand in der Flucht mit der Ostwand des Klausurostflügels.¹¹ Damit kann das Maß und der ehem. Ort des Querhausarmes der älteren Klosterkirche nicht dem heutigen Querhausarm entsprochen haben.

Auf Grund der detaillierten Forschungen Wolfgang Bickels konnte der Baubeginn der frühgotischen Kirche ermittelt werden.¹² Sie wurde im Jahre 1216 begonnen¹³ und im Jahre 1275 geweiht.¹⁴

Zwei Bauphasen sind in diesem Bau von einander zu trennen, die frühgotische Bauphase ab 1216 und die hochgotische Langhauswölbung zwischen ca. 1250 und 1276 (Abb. 8–13).¹⁵

Die frühgotische Bauphase, die die gesamte Kirche bis auf die hochgotische Langhauswölbung umfaßt, datiert Wolfgang Bickel zwischen 1216 und 1240/50.¹⁶

Lassen sich nun einzelne Bauphasen am frühgotischen Bau voneinander scheiden?

Wolfgang Bickel hat in seiner Arbeit über die Riddagshäuser Klosterkirche zu Recht den Bau der Ostkapellen von der Errichtung des Chorraumes geschieden, da hier ein Wechsel in der Steinbehandlung vorliegt. Um 1218 oder ein wenig später muß dieser Wechsel eingetreten sein.¹⁷ Wie verhält es sich aber mit den anderen Bauteilen, dem Chorraum, der Vierung, den Querhausarmen und dem Langhaus?

Nur auf Grund des Vergleiches der Kapitell- und

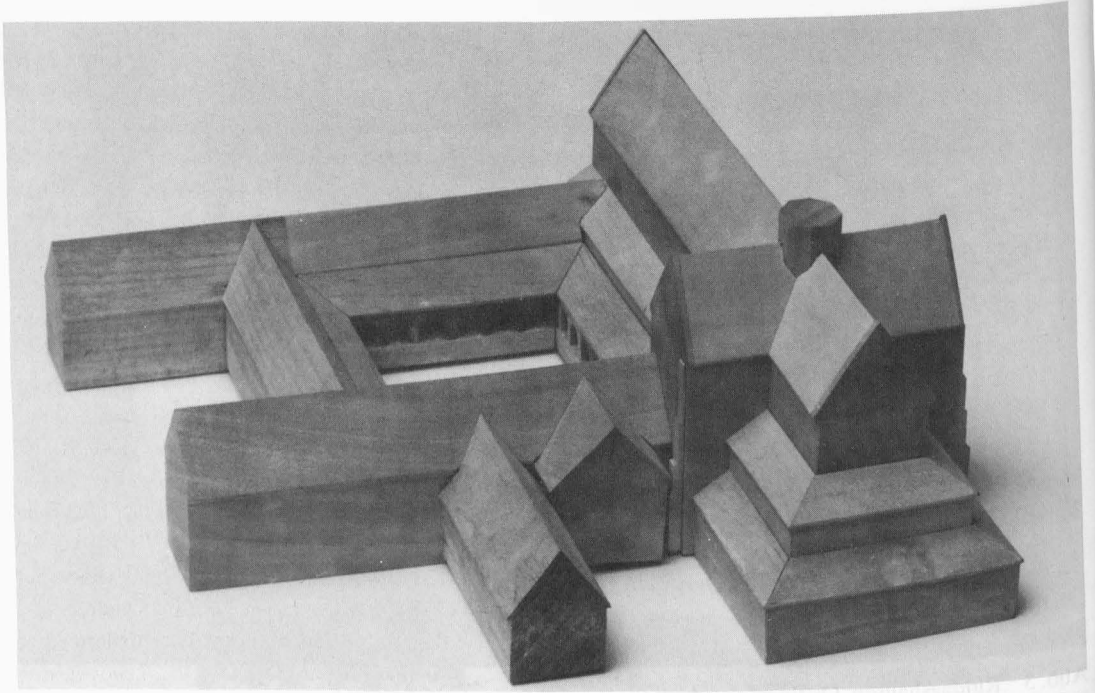
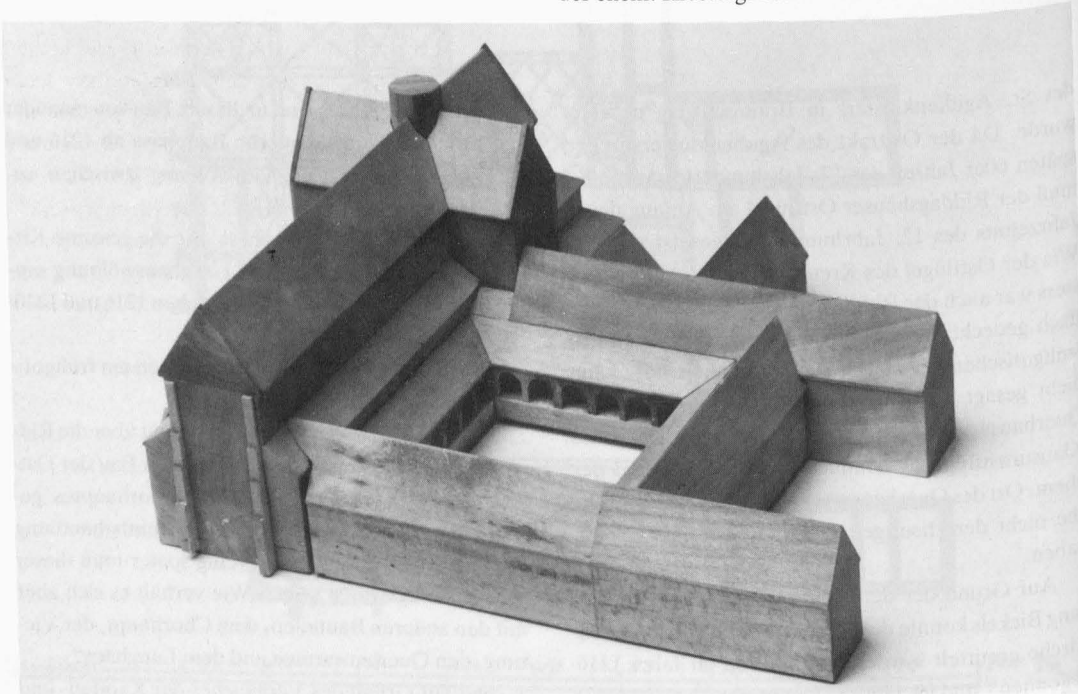


Abb. 4 Riddagshausen, Rekonstruktionsmodell
der ehem. Klostergebäude südlich der Klosterkirche
von Osten

Abb. 5 Riddagshausen, Rekonstruktionsmodell
der ehem. Klostergebäude von Westen



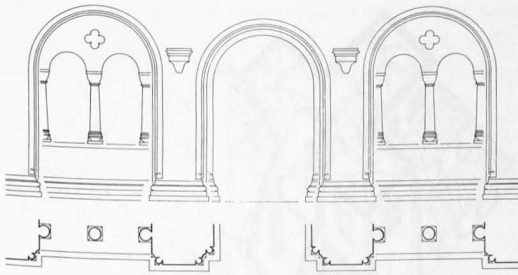


Abb. 6 Riddagshausen, Umzeichnung der Westwand des ehem. Kapitelsaales

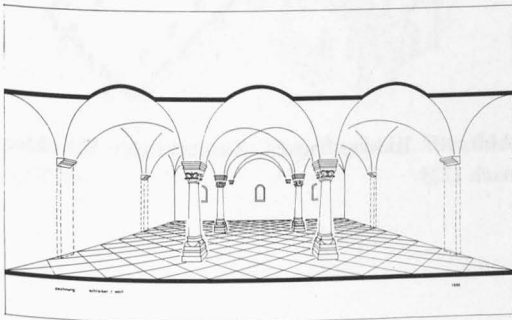


Abb. 7 Riddagshausen, Rekonstruktion des ehem. Kapitelsaales

Bauplastik der Riddagshäuser Klosterkirche mit den Vorbild gebenden Zentren frühgotischer Bautätigkeit in Ostfalen im 13. Jahrhundert kann diese Frage beantwortet werden. Wolfgang Bickel hat dabei den »roten Faden« der stilischen Herkunft Riddagshäuser Bauplastik nicht erkannt. Bei ihm sind die verschiedensten Einflüsse gleichwertig nebeneinander aufgereiht.

Mit welchen Zentren frühgotischer Bautätigkeit hat nun die Bauplastik in der Riddagshäuser Klosterkirche zu tun?

Der Grundriß und die Baugestalt der frühgotischen Klosterkirche in Riddagshausen geht zunächst

auf den Zisterzienserchorotypus von Cîteaux II zurück, der mit der Chorlösung von Ebrach in Deutschland seinen Anfang nimmt.¹⁸

Aus der Maulbronner-Ebracher Bauhütte lassen sich auch sämtliche Gesims- und Sockelprofile in Riddagshausen ableiten.¹⁹ Der Weg dieser bedeutenden, frühgotischen Bauhütte führt von Maulbronn über Ebrach, das in steter Wechselbeziehung zum Bamberger Dom stand, zum sogenannten Bischofsgang im Magdeburger Domchor.²⁰ Der Magdeburger Domchor mit samt seiner mannigfaltigen Kapitell- und Bauplastik ist das Zentrum frühgotischer Bautätigkeit für Niedersachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg im 13. Jahrhundert (Abb. 14).²¹

Neben dem Magdeburger Dom²² hat die Halberstädter Bischofskirche, die ebenfalls mit ihrer Bauplastik vom Dom in Magdeburg abgeleitet werden muß, einen ernst zu nehmenden Einfluß gehabt, der sich vor allem im Braunschweiger Raum äußert.

Die Basen der Riddagshäuser Chorpfeilerdienste lassen sich einerseits mit ihren flachen Tellerwülsten aus dem Bereich der Maulbronn-Ebracher Bauhütte herleiten.²³ Dort treten allerdings im Gegensatz zu Riddagshausen keine Eckblätter an den unteren Tellerwülsten auf. Diese tauchen aber in ganz artverwandter Weise an den Basen der Chorpfeiler des Magdeburger Domes auf. Schon frühzeitig muß es Beziehungen zwischen dem Magdeburger Dom und der Riddagshäuser Klosterkirche gegeben haben, da die Magdeburger Chorpfeiler wohl schon um 1220 standen.²⁴ Ganz entsprechend den Tellerbasen in Maulbronn und Ebrach treten die flachen Tellerwülste in Riddagshausen weit über den Basisblock über, im Gegensatz zu den gerundeten Wülsten in Magdeburg. Die Hauptbauzeit des Magdeburger Chorerdgeschosses muß zwischen ca. 1220 und ca. 1224/25 liegen.²⁵ Während dieser Zeitspanne wurden in Riddagshausen die Chorpfeiler aufgeführt, wobei die Kapitelle erst am Ende dieser Zeitspanne geschaffen wurden. Sie gehen mit ihren Zylinderkelchen (mit Kreuz- und Diamantstäben)²⁶ auf Artgenossen in der Ebracher Michaelskapelle zurück. Die unter den Deckplatten auftretenden Eckblüten und Eckknollen zeigen wiederum Magdeburger Einfluß. Dort lassen sich artverwandte Blütenrosetten im Tympanon des Nordturmportales und Eckknollen an den Chorseitenschiffpfeilerbasen auffinden.

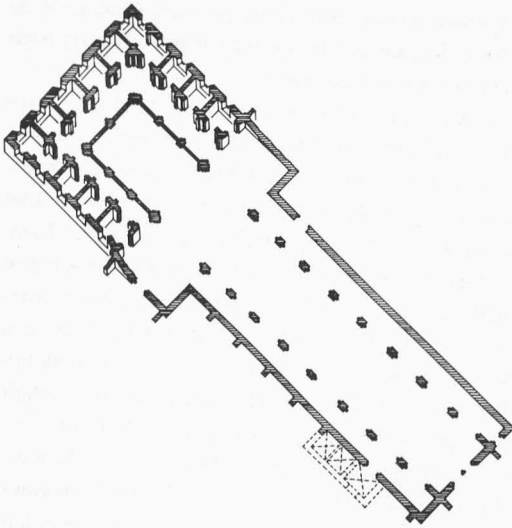


Abb. 8 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase nach 1216

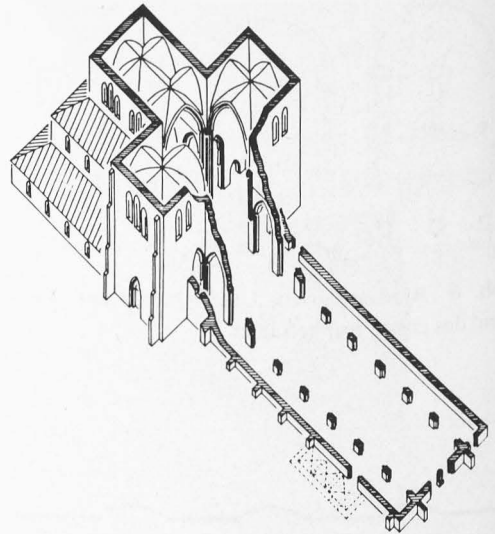


Abb. 10 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase nach 1225

Abb. 9 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase um 1220

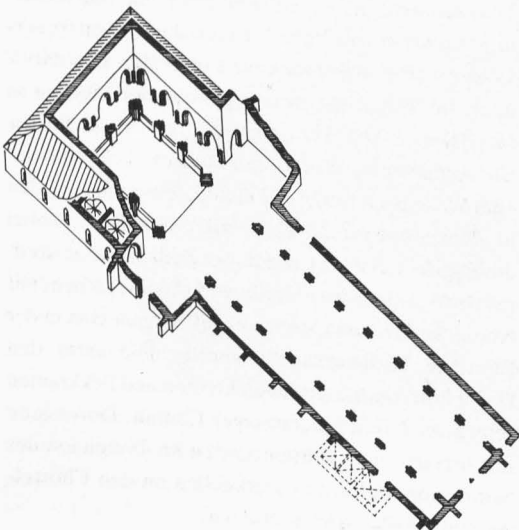
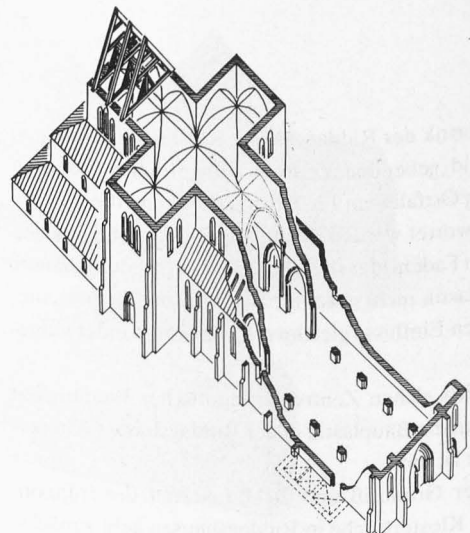


Abb. 11 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase um 1230



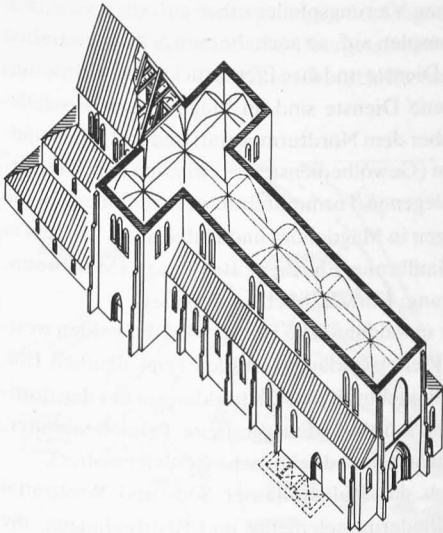
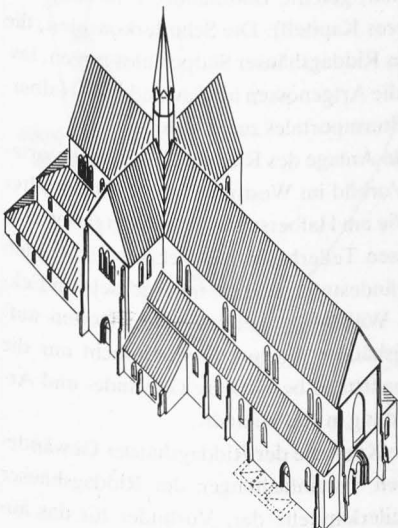


Abb. 12 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase 1230/40

Abb. 13 Riddagshausen, Klosterkirche, Bauphase um 1275



Die im Chor auftretenden Palmettenkapitelle, bei denen aus einem unteren Palmettenblattreif gestielte Halbpalmetten aufwachsen, deren Blattkuppen sich auf der Kapiteldecke zart berühren, stellen ein Mischtypus aus mittelrheinischen Palmettenblattkapiteln am rechten Gewände des Magdeburger Südquerhausportales mit Rankenkapitellblättern am mittleren Pfeiler des nördlichen Magdeburger Chorseitenschiffes dar. Im Magdeburger Chorerdgeschoß und in den dortigen Chorseitenschiffen arbeiteten verschiedene Bildhauergruppen, u. a. eine protozisterziensische sowie eine mittelrheinische. Beide müssen sich gegenseitig beeinflußt haben, denn ein kleiner Kapitellbestand im oberen Chorumgang (Bischofsgang) weist von beiden Gruppen Charakteristiken auf.

Der sogenannte Bischofsgangmeister in Magdeburg muß, während noch am unteren Chor gearbeitet wurde, schon nach Magdeburg gekommen sein, denn das Magdeburger Südquerhausportal, das seinerseits in enger Beziehung zu den Magdeburger Chorkapellen steht, und um 1224/25 anzusetzen ist, weist schon mit seinem Kämpferprofil auf die spätere Form der Kämpfer im Bischofsgang hin. Um 1224/25 wird man mit einem Baubeginn des Bischofsganges zu rechnen haben.²⁷ Die über den Chorpfeilerdiensten der Riddagshäuser Klosterkirche stehenden Palmettenkapitelle müssen ebenfalls bald nach Baubeginn des Magdeburger Bischofsganges angesetzt werden. Zudem treten an den Riddagshäuser Chorpfeilern auch Knoopkapitelle wie im Magdeburger Bischofsgang auf.

Die Kämpfer der Riddagshäuser Chorpfeiler weisen mit ihrem Profil direkt auf den Magdeburger Bischofsgang. Während der folgenden Bauphase zwischen ca. 1225 und 1230 wurde das Chorthaupt vollendet, die Vierung und die Querhausarme errichtet. Während dieser Bauphase entstand auch das Süd- und Westportal (Abb. 10, 11).

Begonnen wurde wohl entsprechend dem schon weit gediehenen Chor mit den östlichen Vierungspfeilern. Die beiden Palmettenblattkapitelle der beiden östlichen Vierungspfeiler gehen auf Vorbilder im Magdeburger und Halberstädter Dom, die schlichten Zungenblattkapitelle auf einen gleichgebildeten Artgenossen in der südwestlichsten Chorkapelle im Magdeburger Domchor zurück.²⁸ Die Palmettenreißkapitelle haben ihr Vorbild in Artgenossen an der inneren Nordwand des Südturmes des Halberstädter Domes.

Hier wie dort tritt vor den Kelchblockkern des Kapitells ein Reif von gestielten Palmettenblättern, deren untere konsolartig den oberen Blockanteil des Kapitellkörpers stützen. Die oberen Blätter steigen aus dem unteren Ring zwischen den unteren Artgenossen empor und fächern sich auf der Mitte des Kapitellblockes auf. Hier berühren sich die Kuppen der gespreizten Blattfinger zart, während sich der andere Anteil der Palmette zu den Kapitellblockecken volumenartig einrollt. Ein zweiter Typ in Riddagshausen wird im großen Aufbau ganz verwandt gebildet. Bei ihm drängen die flachen Palmettenhälften diagonal zu den Kapitelecken, während der umgeschlagene Anteil sich auf Kapitellmitte berührt. Dieser Typ taucht mit seinen unteren Palmettenkonsolblättern und den oberen mittig sich berührenden Halbpalmetten im Magdeburger Chorseitenschiff auf.

Einen besonderen Typus stellt ein Kapitell am südöstlichen Vierungspfeiler dar, bei dem, vor dem Kelchkörper des Kapitells, freistehende Palmettenblätter aufwachsen. Zwischen ihnen steigen langgestielte Artgenossen empor, die sich über den Kelchrand legen und mit den dreiteiligen Palmettenblättern von oben herabstoßen. Diese Blattbildung taucht an einem Kapitell im Magdeburger Chorseitenschiff schon einmal auf, wird aber ganz mit den Riddagshäuser Palmettenblättern neu umgebildet.

Die in die Riddagshäuser Vierungsecken eingestellten Säulchen, die die Rippen des Vierungsgewölbes tragen, weisen in Riddagshausen zum ersten Mal schräggestellte Basen und Kämpfer auf. Diese Bildung geht wiederum auf den Magdeburger Bischofsgang und den Turmmittelraum im Halberstädter Westturmwerk zurück.

Die westlichen Vierungspfeiler weisen schlichte Kelch- und Kelchblockkapitelle auf. Hier lassen sich einfache Knospenblätter vor einem Kelchkapitell eines älteren Dienstes finden. Am jüngeren diagonal gestellten Dienst in der Pfeilerracke treten zweischichtig angeordnete, gedrungene Knospenblätter auf. Während die einfachen Knospenblätter am älteren Dienstkapitell auf Artgenossen im Magdeburger Bischofsgang verweisen, gehen die gedrungenen, zweischichtig angeordneten Knospenblätter auf Knospenkapitelle an der inneren Westwand in der Turmhalle des Halberstädter Domes zurück.

Die diagonalgestellten, jüngeren Dienste der

westlichen Vierungspfeiler ruhen auf schräggestellten Blattkonsolen auf, so auch die zum Schiff gewandten älteren Dienste und ihre Pfeilerrücklagen. Konsolunterfangene Dienste sind im Magdeburger Bischofsgang (über dem Nordturmportal) und im Halberstädter Dom (Gewölbedienste des zwischen den Westtürmen gelegenen Turmmittelraumes) zu finden. Beide Bildungen in Magdeburg und Halberstadt wurzeln in der Maulbronn-Ebacher Bauhütte (Maulbronn, Kreuzgang; Ebrach, Michaelskapelle).

Der urwaldähnliche Blätterwald der beiden westlichen Pfeilerrücklagenkonsolen zeigt deutlich Einflüsse magdeburgischer Blattbildungen aus den dortigen Chorseitenschiffen (gestielte Palmettenblätter, Blütenrosetten und reimsische Beulkeleblätter).

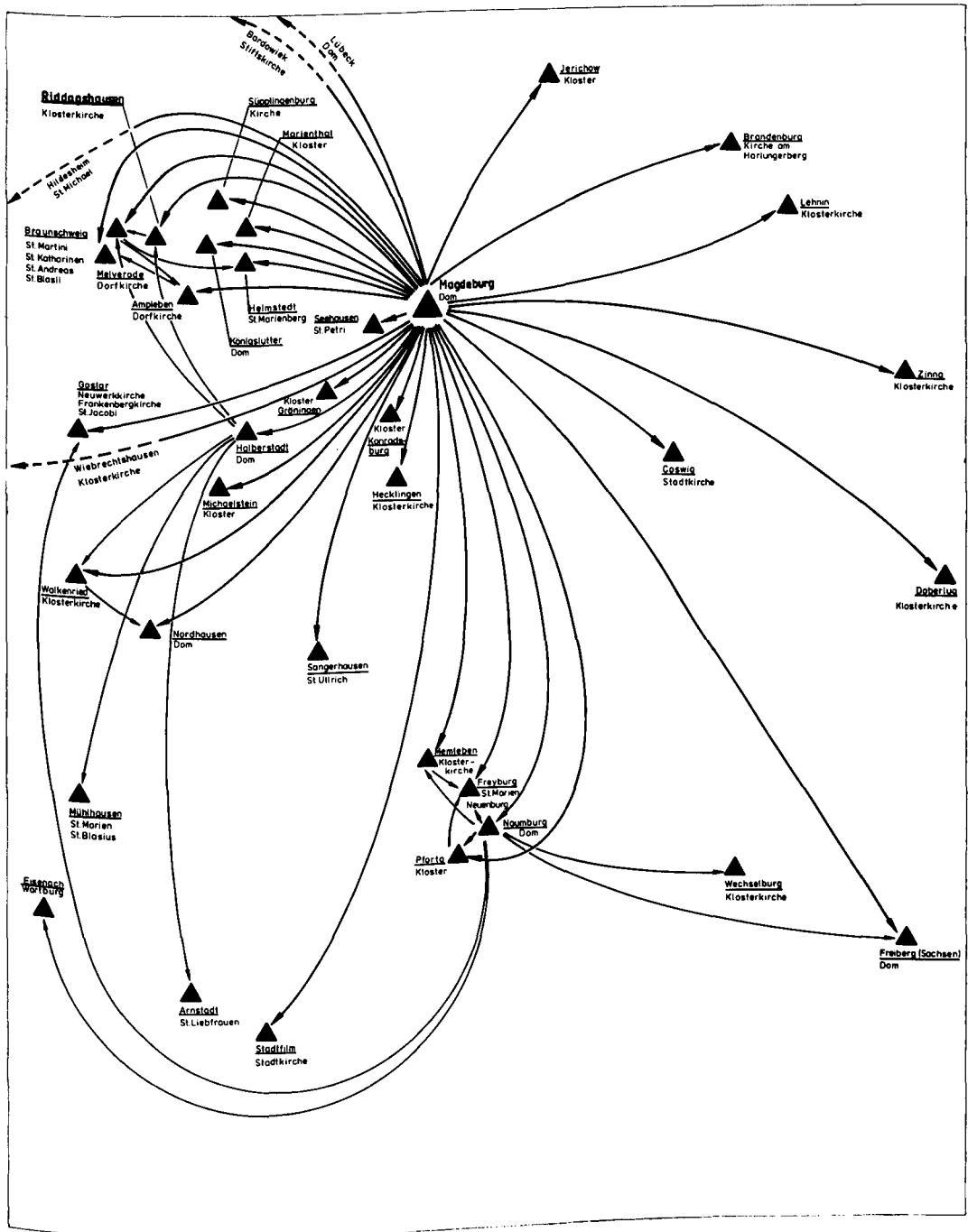
Auch das Riddagshäuser Süd- und Westportal zeigt Gliederungselemente und Blattbildungen, die sich von den Domen in Magdeburg und Halberstadt herleiten lassen. So geht die polylobe Bogeneinfassung des Riddagshäuser Südportales auf das Halberstädter Westportal zurück. Das plastisch stark herausgearbeitete Profil des polyloben Bogens nimmt Bildungen des Halberstädter Westportales und von Rippen des Magdeburger Bischofsganges auf. Die Tympanonrosette des Riddagshäuser Südportals verweist mit ihren Blattkränzen auf einen Artgenossen über dem Nordturmportal im Magdeburger Bischofsgang. Die Rosetten und geteilten Blatthände in den Zwickeln der Bogeneinfassung treten im Magdeburger Chorerdgeschoß auf (Rosetten: Nordostturmportal, Tympanon; geteilte Blatthände: Chorthauptpfeiler, inneres Kapitell). Die Schulterkonsolen, die den Sturz des Riddagshäuser Südportales tragen, lassen sich auf die Artgenossen im Gewände des Halberstädter Nordturmportales zurückführen.

Die große Anlage des Riddagshäuser Westportales hat ihr Vorbild im Westportal des Halberstädter Domes.²⁹ Wie am Halberstädter Westportal treten in Riddagshausen Tellerbasen mit Eckzier, Eckkehlen an den Gewändestufen und die im Wechsel von Eckkehlen und Wülsten eingesetzten Archivolten auf. Das Riddagshäuser Westportal vereinfacht nur die durch Diamantstäbe bereicherte Gewände- und Archivoltenbildung in Halberstadt.

Auch die Kapitelle der Riddagshäuser Gewändesäulen stellen Vereinfachungen der Riddagshäuser Vierungspfeilerkapitelle dar. Vorbilder für das äu-

Abb. 14 Karte der Auswirkungen des Magdeburger Domchores (Erdgeschoß und Obergeschoß des Chores einschließlich der Chorseitenschiffe und der

Querhausarme; Architektur und Bauplastik) nach
Niedersachsen, Brandenburg, Sachsen-Anhalt,
Sachsen und Thüringen



Bere Kapitell des rechten Gewändes und für das innerste Kapitell des linken Gewändes befinden sich an den Kapitellen des südlichen Wandpfeilers im südwestlichen Chorseitenschiffsjoch im Magdeburger Domchor.³⁰

Das südlich des Westportals gelegene kleine Westpförtchen der Riddaghäuser Klosterkirche hat mit seinem durch Palmettenblatthände nach unten abgeschlossenen, profilierten Archivoltbogen sein Vorbild in den Ostturmportalen der Magdeburger Chorseitenschiffe. Allerdings ist das Riddaghäuser Profil tiefer eingeschnitten und verweist damit auf die Profile im Magdeburger Bischofsgang.

Wann sind der Magdeburger Bischofsgang und die Westteile des Halberstädter Domes, mit denen die Bauphase der Riddaghäuser Vierungspfeiler, des Süd- und Westportales eng zusammenhängt, entstanden?

Nach den Forschungen Martin Gosebruchs muß der Bischofsgang im Magdeburger Domchor schon jahrelang vor dem Tod des Magdeburger Bischofs Albrecht II († 1232) benutzt worden sein.³¹ Der Baubeginn liegt in unmittelbarer Nähe zur Vollendung der Magdeburger Chorkapellen und zur Errichtung des dortigen Süd- und Nordportales. Da das Südportal mit seiner Weite auf das Bamberger Fürstenportal zurückgeht, das im wesentlichen 1224/25 versetzt war und da die Sockelbildung des Westportales der Helmstedter Marienbergerkirche auf dem rhythmisierten Sockel des Magdeburger Südportales beruht, muß das Magdeburger Südportal um 1224/25 entstanden sein.³² Um 1224/25 ist somit auch mit dem Baubeginn des Bischofsganges zu rechnen, da sich die Kapitellplastik der Gewändesäulen auch in den Nord- bzw. Südteilen des Bischofsganges wiederfinden läßt.³³

In und an den Westteilen des Halberstädter Domes tauchen neben älteren Steinmetzkräften aus den Magdeburger Chorseitenschiffen, aus den dortigen Chorkapellen und vom dortigen Südportal jüngere Kräfte aus dem Werkstattbereich des sogenannten Bischofsgangmeisters auf.³⁴

Die bisherige Forschung hat die Westteile des Halberstädter Domes mit einer Ablassurkunde von 1239 zusammengebracht und den Baubeginn in Halberstadt um 1235 festgemacht.³⁵

Doch trifft diese Datierung nicht zu, da das Vorhandensein zweier Bildhauergruppen aus Magde-

burg, die um 1225 am dortigen Dom mit der Vollendung des Chorerdgeschosses und mit der Errichtung des Chorobergeschosses beschäftigt sind, an den Halberstädter Westteilen nur den einzigen Schluß zulassen, daß um 1225 mit dem Domneubau in Halberstadt begonnen wurde.³⁶ Eine 1227 in Halberstadt ausgestellte Urkunde, in der von einem »Westchor« gesprochen wird und die die bisherige Forschung auf den noch stehenden romanischen Vorgängerbau des frühgotischen Domes bezieht, muß vielmehr den heutigen, frühgotischen Westbau betreffen.³⁷ Zu Recht gilt Johannes Semeca als Begründer des Neubaus.³⁸ Ab 1224 hatte er das Amt eines Kämmerers im Domkapitel inne und war damit für die Finanzen zuständig.³⁹ Die von der bisherigen Forschung für Bauarbeiten in Anspruch genommene Urkunde von 1239⁴⁰ muß vielmehr auf ein Erlahmen der Bautätigkeit an den frühgotischen Westteilen bezogen werden.

Bald nach dem Baubeginn am Halberstädter Dom kamen entweder Baukräfte nach Riddaghäusen bzw. Riddaghäuser Bauleute studierten Halberstädter Pläne und schon geschaffene Bauplastik.

Auf jeden Fall müssen während der Bauphase 1225–30 die Vierung, das Südportal und die untere Partie der Westfront in Riddaghäusen errichtet worden sein (Abb. 10, 11). Dieser Bauphase folgte zwischen ca. 1230 und ca. 1240 die Vollendung des Langhauses (Abb. 12). Ob das Mittelschiff schon am Ende dieser letzten frühgotischen Bauphase eine Wölbung aufwies oder ob diese nur geplant, schließlich doch unausgeführt liegen blieb, kann nicht beantwortet werden. Erst während der letzten, hochgotischen Bauphase zwischen ca. 1250 und 1275 erhielt das Mittelschiff des Langhauses seine heutige, hochgotische Rippenwölbung (Abb. 13),⁴¹ die wie die ältere Bauphase zwischen 1225 und 1230, auf Halberstädter Einflüsse zurückgeht.

Während der frühgotischen Bauphase zwischen 1225 und 1230 wurde auch der östliche Kreuzgangflügel gewölbt (Abb. 15). Hinweise auf diese Wölbung geben die in der Zeichnung Ludwig Tackes (Abb. 3) auftretenden Konsolkapitelle sowie ein heute östlich des Südportals noch erhaltenes Konsolkapitell. Es steht mit seiner Blattbildung im engen Zusammenhang mit den Hornkonsolen an den Querhausarkaden und in den Seitenschiffen. Ganz entsprechend dem Halberstädter Kreuzgang, der zur Bauphase des

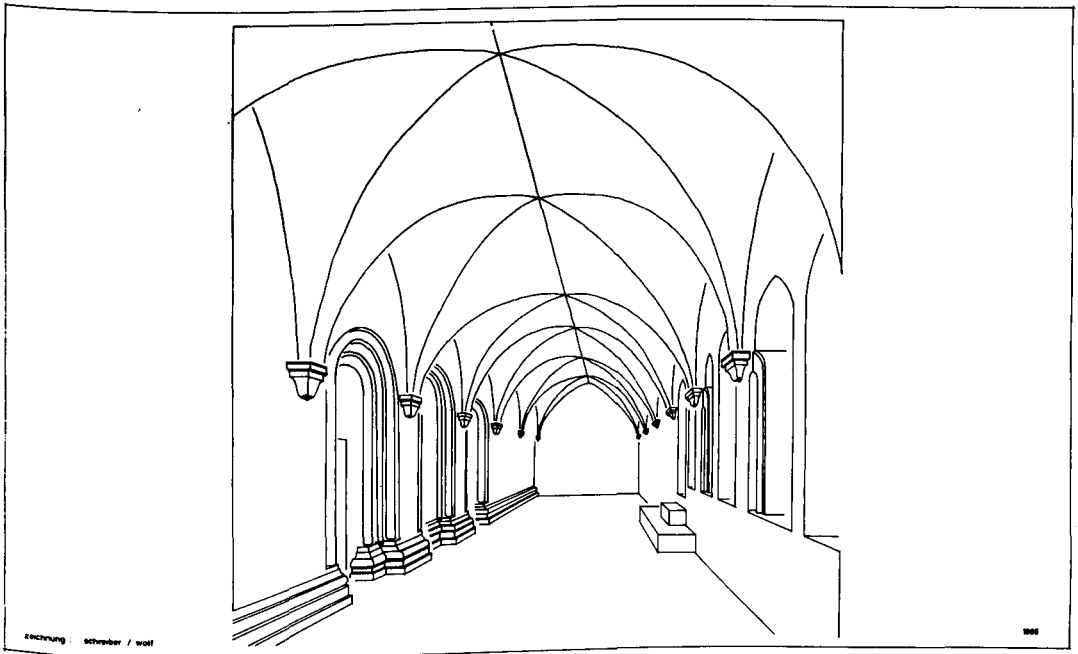


Abb. 15 Kreuzgangflügel, um 1230

dortigen Westturmwerkes gehört,⁴² dürften auch im Riddagshäuser Kreuzgang gurtlose Kreuzgratgewölbe auf Konsolkapiteln aufgeruht haben. In die älteren rundbogigen Fensterarkaden der Kreuzgangaußenwand wurde während dieser Zeit Pfeiler mit Sattelkämpfern eingestellt, die höchst wahrscheinlich spitze Bögen trugen.

Im Winter 1986/87 wurde das Südportal der Riddagshäuser Klosterkirche gesäubert. Nach der Säuberung traten an verschiedenen Stellen des Portales Farbreste zu Tage. Auf Grund des Fundes kann die Polychromie des Südportales rekonstruiert werden. Sämtliche Flächen des Portales waren in einem tiefen Rot, die Wülste der polyloben Bogeneinfassung in einem kühlen Grün gehalten. Sämtliche Kehlen wiesen eine leuchtende Gelbfärbung auf. Die Blätter der Schalterkonsolen, der Tympanonrosette und der kleinen Blütenrosetten waren grün gefaßt.⁴³

Die drei Farben entsprechen der Farbpalette der Fresken im Braunschweiger Dom, die ihrerseits nur

um wenige Jahre vor dem Riddagshäuser Südportal entstanden.⁴⁴ Im Chorgewölbe des Braunschweiger Domes treten die »grünen Blattstämme« und Ranken vor einen »tiefroten« Fond, während die Medaillons »gelbe Kehlen« aufweisen.

Ganz entsprechend der Natur ist auch das Riddagshäuser Portal gefaßt. Die »grünen Stämme« umgreifen das Portaland und entlassen Blüten und Blätter. Feine Blattstiele und Ranken »unterstützen« den Sturz. Im Zentrum öffnet sich eine »grüne« Blattrosette.

Verwandt war auch das Westportal gefaßt.⁴⁵ Überträgt man die Farben auf das Westportal, so entsteht ein noch lebendigerer Natureindruck. Die Gewändesäulchen sind die Stämme und die Blätter der Kapitelle die Triebe der Stämme. Aus den unteren Stämmen (Schäfte der Säulen, grüne Farbe) entwachsen die oberen und umfassen das Portal (Archivoltenwülste, grüne Farbe).

Bei dieser Architektur von Spätromantik zu spre-

chen, fällt außerordentlich schwer. Nicht nur die tektonische und skulpturale Bildung (Kapitelle), sondern auch die Farbfassung verweist vielmehr auf das »Naturstudium« der frühen Gotik. Ganz deutlich wird dieses Naturstudium, das dann später in der Hochgotik seinen Höhepunkt in der Darstellung realistischer Blattformen findet, wenn man die am Südportal aufgefundene Farbpalette auf das Dienste- und Wölbsystem der Kirche überträgt. Wie Baumstämme wachsen die Dienste empor. Sie stehen mit Wurzeln auf dem Boden (Basen) oder entspringen der Wand durch kräftige Blattkonsolen.

Für die Denkmalpflege ist der Riddaghäuser Farbfund von besonderer Bedeutung. Falls bald einmal eine der Braunschweiger Stadtpfarrkirchen eine Farbneufassung erhalten sollte,⁴⁶ könnte man auf die am Riddaghäuser Südportal aufgefundenen Farben zurückgreifen und nicht wie es in der Braunschweiger Katharinenkirche geschehen ist, nach willkürlichen, ästhetischen Gesichtspunkten die gliedernden Architekturelemente bemalen.

zur Baugeschichte der Abteikirche, Braunschweig 1968, S. 95, 96

- ³ Siehe: Grote, Hans-Henning, op.cit. S. 69
- ⁴ Siehe: Dehio, Georg, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bremen, Niedersachsen, München, Berlin 1977, S. 198
- ⁵ Siehe: Dorn, Reinhard, Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig, Hameln 1978, S. 243
- ⁶ Grundriß:
Siehe: Zimmermann, Gottfried, Heinrich Meiboms Chronik des Klosters Riddagshausen 1145–1620, Braunschweig 1983, S. 137
- ⁷ Zeichnung von Ludwig Tacke: Braunschweigesches Landesmuseum, Mappe Riddagshausen
- ⁸ Siehe Anm. 7
- ⁹ Sämtliche Umzeichnungen und Rekonstruktionen stammen von Th. und C. Wolf, Braunschweig. Sie wurden nach Vorlagen des Verfassers angefertigt.
- ¹⁰ Siehe: Grote, Hans-Henning, Das St. Ägidienkloster in Braunschweig, in: Königsutter und Oberitalien, Kunst des 12. Jahrhunderts in Sachsen, Braunschweig 1980, S. 147
- ¹¹ Vergleiche hierzu Grundrisse von Klosteranlagen des 12. Jahrhunderts, in: Schröder, Ulrich, Architektur der Zisterzienser, in: Die Zisterzienser, Köln 1981, S. 311 ff.
- ¹² Siehe: Bickel, Wolfgang, op.cit. (Anm. 2)
- ¹³ Siehe: Bickel, Wolfgang, op.cit., S. 95
- ¹⁴ Siehe: Bickel, Wolfgang, op.cit., S. 96, 97
- ¹⁵ Siehe: Grote, Hans-Henning, Torhaus und Frauenkapelle, op.cit., S. 69
- ¹⁶ Siehe: Bickel, Wolfgang, op.cit., S. 98
- ¹⁷ Siehe: Bickel, Wolfgang, op.cit., S. 98
- ¹⁸ Der Grundstein zur bestehenden Ebracher Klosterkirche wurde am 4. Juni 1200 gelegt, siehe: Hotz, Joachim, Zisterzienserklöster in Oberfranken, München, Zürich 1982, S. 10
- ¹⁹ Außensockel (Maulbronn, Kreuzgang, Paradies; Magdeburg, Bischofsgang, Außenpfeiler), Kämpfergesims (Maulbronn, Laienrefektorium, Herrenrefektorium; Ebrach, Michaelskapelle; Magdeburg, Bischofsgang; Halberstadt, Westteile des Domes), Chorkapellen-Traufgesims (Magdeburg, Chorseitenschiff, Nordturmportal, Archivoltenprofil), Innensockel (Maulbronn, Paradies, Herrenrefektorium, Kreuzgang), Pfeilersockel (Maulbronn, Laienrefektorium, Außenwand; Bamberg, Dom, Nordseitenschiffsaußenwand)
- ²⁰ Beginn des Weges der Maulbronner Bauhütte stellt das Laienrefektorium in Maulbronn dar, das zwischen 1201 und 1210 (siehe: Kloster Maulbronn 1178–1978, Maulbronn 1978, S. 7 [hinten]) entstand. Ihm folgten in Maulbronn der Südfügel des Kreuzganges, das Paradies sowie das Herrenrefektorium. Alle diese Bautreile gehen mit ihrer Kapitellplastik und Wölbmethode auf die Kathedrale von Laon zurück (siehe: Gosebruch, Martin, Vom Bamberger Dom und seiner geschichtlichen Herkunft, in: Münchner Jahrbuch der Bildenden Kunst, Band XXVIII, 1977, S. 47–54).

Im engen Zusammenhang mit dem Maulbronner Kreis stehen auch die Klosterkirche und die Michaelskapelle in Ebrach. Ob sich das Weihedatum der Michaelskapelle von 1207 (siehe: Wiemer, Wolfgang, Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche, Kallmünz 1958, S. 6 ff) wirklich auf den gesamten Bau der Kapelle beziehen läßt, bleibt fraglich. Besser wäre es, das Datum 1207 nur auf die Krypta der Kapelle zu beziehen.

Auf Bamberg und den Maulbronn-Ebacher Kreis geht der sogen. Bischofsgangmeister (Halbmond-Konsolen Meister, Meister Bonensatz) zurück. Unter dem Einfluß des Bischofsgangmeisters entstanden als Auswirkung des Magdeburger Domneubaues die Zisterzienserkirchen in Walkenried und Riddagshausen (siehe: Gosebruch, Martin, Vom Oberheir-

Anmerkungen:

¹ Siehe: Grote, Hans-Henning, Torhaus und Frauenkapelle, in: Riddagshausen, vor Braunschweigs Toren, Braunschweig 1984, S. 65

² Siehe: Bickel, Wolfgang, Riddagshausen, Untersuchungen

nisch-sächsischen Weg der Kathedralgotik nach Deutschland, Göttingen 1983) sowie die Westteile des Halberstädter Domes.

²¹ Der Neubau des Magdeburger Domes stellt für Nord- und Ostdeutschland das Oberzentrum dar. Unterzentren sind die von ihm beeinflussten Dombauten in Naumburg (Ost) und Halberstadt (West). Eng mit dem Hauptzentrum hängen auch die Zisterzienserbauten in Walkenried, Riddagshausen, Lehnin und Altleina zusammen.

²² Auf die Kapitellplastik des Magdeburger Domchores läßt sich die Bauplastik der Braunschweiger Stadtpfarrkirchen (St. Martini, St. Katharinen und St. Andreas), der Melveröder St. Nikolaikirche und der Amplebener Dorfkirche beziehen.

²³ In Maulbronn (Laienrefektorium, Kreuzgang, Paradies, Herrenrefektorium), Ebrach (Michaelskapelle) treten Tellerbasen ohne Eckzier auf.

²⁴ Der Magdeburger Domneubau wurde ab 1209 errichtet. Während der ersten Bauphase entstanden die Chorpfeiler mit ihren durch Eckzier versehenen Basen. Nach einer Bauunterbrechung zwischen 1212 und 1218 wurden die Chorpfeilerkapitelle ab ca. 1220 (siehe: Gosebruch, Martin, Vom oberheinisch-sächsischen Weg... op.cit., S. 30–32) geschaffen.

²⁵ Durch stilistische Vergleiche können die Eckdaten der Errichtung des Magdeburger Chorerdgeschosses (mit den Chorkapellen, Chorseitenschiffen und den unteren Partien der Querhausarme) gewonnen werden.

Ab ca. 1220 wurden die Kapelle der Chorpfeiler geschaffen (siehe: Anm. 24). Die Querhausportale setzen das Ende der Bauphase.

Das Südportal geht mit seinem Breiten- und Tiefenmaß auf das Bamberger Fürstenportal zurück, das im Wesentlichen 1224/25 versetzt war. (siehe: Winterfeld, Dethard von, Der Dom in Bamberg, Band I, Berlin 1979, S. 145). Da das Westportal der Marienberger Kirche in Helmstedt charakteristische Bildungen des Magdeburger Südportals (rhythmisierter Sockel) aufweist und der Bau in Helmstedt weit vor 1227 (Todesjahr des Pfalzgrafen Heinrich, der auf einem Fresko der Maria Magdalenen Kapelle im Südturm der Marienberger Kirche dargestellt ist (siehe: Asche, Martha, Die Wandmalereien in den Turmkapellen der Helmstedter Kirche St. Marienberg, in: Braunschweiger Jahrbuch, Bd. 51, 1970, S. 9–32) begonnen worden sein muß, wird man mit dem Magdeburger Südportal in die Jahre um 1224/25 zu gehen haben. Das Magdeburger Südportal hängt mit seinem rhythmisierten Gewände (Sockel und Kämpfer) sowie mit seiner Kapitellplastik eng mit den Chorkapellen zusammen. Die Chorkapellen müssen schon vor 1222 begonnen worden sein, da ihre Ausbildung im Chor der Brandenburger Marienkirche auf dem Harlungerberg auftritt. Die Brandenburger Marienkirche war im Jahr 1222 schon im Bau (siehe: Eichholtz, Paul, Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg, Berlin 1912, S. 126). Das Magdeburger Südquerhausportal weist mit seinem Kämpferprofil aber schon den Einfluß des Bischofsgangmeisters auf, so daß man um 1224/25 mit dem Eintreffen dieses Meisters in Magdeburg rechnen kann. Auch das ehemalige Nordquerhausportal, dessen Figuren im Chorthaupt Platz gefunden haben, muß um 1224/25 entstanden sein, da die Konsolen der Nordaußenwand des Nordquerhausarmes mit den Chorkapellenkapiteln eng zusammenhängen und die Säulen der Arkaden der Tugend- und Lasterdarstellungen Tellerbasen des Bischofsgangmeisters sowie Blattkapitelle wie die Konsolen der Nordquerhausaußenfront aufweisen.

²⁶ Kreuzstäbe tauchen auch im Rundbogenfries der Magdeburger Chorkapellen auf. Das über ihnen sitzende Traufgesims weist wie der Kämpfer des Südquerhausportales in Magdeburg das gleiche Profil auf. Es ist daher anzunehmen, daß der

Baumeister des Bischofsganges die Chorkapellen vollendete. Siehe: Anm. 25

²⁸ In der südwestlichen Chorkapelle tritt zudem ein Halbpalmettenkapitell auf, das mit Artgenossen im Maulbronner Kreuzgang und in der Ebracher Michaelskapelle zusammenhängt. Es scheint, als habe der Bischofsgangmeister, als er um 1224/25 in Magdeburg eintraf, die noch nicht vollendete Chorkapelle erst vollendet. Das Zungenblattkapitell hängt mit laonesischen Typen in Bamberg zusammen.

²⁹ Das Halberstädter Westportal geht auf das Nordquerhausportal der Kathedrale von Laon zurück. Die gesamte Fassadenstruktur in Halberstadt trägt zudem deutlich Laoneser Züge (Gliederung der Nordwand des Nordquerhausarmes und Westwand der Westfassade in Laon).

Die Kathedrale von Laon ist für die Architektur und Plastik im Deutschland des frühen 13. Jahrhunderts von außerordentlicher Bedeutung.

Ein früher Hauptweg führte von Laon nach Straßburg und von dort nach Bamberg, ein zweiter ebenfalls früh nach Maulbronn und Ebrach (siehe: Gosebruch, Martin, Vom Bamberger Dom und seiner geschichtlichen Herkunft, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, Band XXVIII 1977, S. 28–58).

Daß die Maulbronner Architektur burgundischer Abstammung sei, wie es die bisherige Forschung darstellt, trifft den eigentlichen Ursprungsort nur ungenau, denn die burgundischen Zisterzienserbauten nach dem Tode Bernhards v. Clairvaux gehen ebenfalls auf Laon zurück (Fontenay, Kreuzgang; Pontigny, Klosterkirche).

Von Maulbronn und Ebrach sowie von Bamberg führt ein jüngerer Weg nach Magdeburg und schließlich von dort nach Halberstadt.

Neben dem südwestdeutschen frühen Weg von Laon nach Deutschland führen Laoner Einflüsse nach Mainz, Maria Laach, Andernach und Köln.

Auch der sogen. Samsonmeister in Maria Laach, Bonn und Andernach trägt deutlich Züge der Laoneser Westportalskultur.

Vom Mittelrhein führen Nebenwege über Westfalen bis nach Schleswig-Holstein (u. a. Paradies am Lübecker Dom) und nach Magdeburg, Halberstadt und Naumburg.

³⁰ Sie lassen sich auf Kapitelle im Straßburger Münster (Nordquerhaus, Arkatur der Fassaden-Innenwand) beziehen.

³¹ Siehe: Gosebruch, Martin, Vom Oberheinisch-sächsischen Weg, op.cit., S. 83

³² Siehe: Anm. 25

³³ Nur in den Süd- und Nordteilen des Bischofsganges treten Palmettenkapitelle auf. An einzelnen Tellerbasen finden sich auch hier Eckblätter, die an den meisten Tellerbasen des Bischofsganges nicht mehr zu finden sind. Entsprechend den emporgezogenen Osttürmen, die außen und innen den Wechsel der Bauhöhen zeigen, muß mit der westlichen Nord- und Südseite des Bischofsganges begonnen worden sein (auf der Nordseite wird dieses besonders deutlich, da hier an der Ostwand des nördlichen Querhausarmes noch eine Arkatur mit mittelrheinischem Bündelpfeiler auftritt, dessen Kapitellplastik mit dem Südquerhausportal zusammenhängt).

³⁴ An und in den gesamten Westteilen des Halberstädter Domes lassen sich ältere und jüngere Kapitelltypen des Magdeburger Chorerdgeschosses und des Bischofsganges aufweisen.

Der Haupttypus der älteren Kapitelle ist das gestielte Rankenkapitell, das an der äußeren Westarkatur und den Blendarkaden im Turmmittelraum auftritt. Die vor den Kelchblockkörper des Kapitells auftretenden gestielten Ranken gehen auf Artgenossen in den Magdeburger Chorseitenschiffen und an den Konsolen des Rundbogenfrieses der Nordwand des Nordquerhausarmes in Magdeburg zurück. Desweiteren

treten am Außenbau und an den Blendarkaden des Inneren in Halberstadt Blattbäumchenkapitelle auf, die mit ihren Beulblättern dem Typus der reimsischen Bäumchenkapitelle im nördlichen Chorseitenschiff, am Umgangspfeiler der nördlichen Chorkapelle und äußeren Kapitelle der Chorkapellen in Magdeburg entsprechen.

Am Halberstädter Westportal und am inneren Nordturmportal sind auch die gekreuzten Stielblattkapitelle zu finden, die in Magdeburg im Gewände des Südportales und an den Chorkapellen auftreten.

Desweiteren kommen Palmettenkapitelle im Innern der Erdgeschoßvorhalle des Halberstädter Domes vor, die mit den Artgenossen am Magdeburger Südportal sowie den nördlichen und südlichen Partien des Bischofganges in engem Zusammenhang stehen.

Der jüngere Bestand an und in den Halberstädter Westteilen umfaßt die reinen Kelchkapitelle mit zweischichtig aufwachsenden Knospenblättern.

Ihre Vorbilder sind die Kelchkonsolen an der Nordwand des Magdeburger Nordquerhausarmes (die mit ihren unteren Blättern mit den Kapitellen der Arkadensäulchen der Tugend- und Lasterdarstellungen des ehem. Nordportals zusammenhängen) sowie die Knospenkapitelle des Magdeburger Bischofganges. Zudem lassen sich in Halberstadt (Westfront, Blendarkade; innere Blendarkaden) Mischtypen aufweisen, die die Blätter der gestielten Ranken mit Knospenblättern verbinden.

Daneben weisen alle Basen in und an den Halberstädter Westteilen Eckblätter auf, die in Magdeburg nur im unteren Chorgeschoß und in den Nord- und Südteilen des Bischofganges auftreten.

Von den Turmportalen der Magdeburger Chorseitenschiffe stammen die durch Blatthände abgeschlossenen Archivolten des Westportales ab.

Wie die Magdeburger Turmportale weisen die Halberstädter Artgenossen einen in die Wand eingeschnittenen Eingang auf, so daß der untere Anteil der Wand eine hohe Türschwelle bildet. Das Tympanon des Halberstädter Nordturmportales geht mit seinem Rankenstamm und den Beulblättern auf das Magdeburger Nordturmportal (im Chorseitenschiff) zurück. Die Figuren einer Kreuzigungsdarstellung im Tympanon des Halberstädter Südturmportales zeigen Körper- und Faltenbildungen, die mit den Figuren des Magdeburger Nordportales (Tugenden und Laster, kluge und törichte Jungfrauen) sowie mit dem Halberstädter Triumphkreuz in engem Zusammenhang stehen.

Auf die Magdeburger Figuren des ehem. Nordportales gehen die Faltenröten des trauernden Johannes und die Köpfe aller drei Figuren (Magdeburg, ehem. Nordportal, Engel und Jungfrauen) zurück. Der Griff beider Figuren (Johannes und Maria) zum geneigten Haupt sowie die Körperbildung des Gekreuzigten verweisen auf das Halberstädter Triumphkreuz.

Neben diesen plastischen Bildungen sind in und an den Halberstädter Westteilen Kreuzstabfriese (wie an den Magdeburger Chorkapellen) und die Kämpferprofile des Magdeburger Bischofganges zu finden.

Die polylobe Bogeneinfassung des Halberstädter Westportals läßt sich am Westportal der Ebracher Michaelskapelle wiederfinden.

³⁵ Siehe: Leopold, Gerhard; Schubert, Ernst, *Der Dom zu Halberstadt bis zum gotischen Neubau*, Berlin 1984, S. 75

³⁶ Das Auftreten zweier Steinmetzgruppen in Halberstadt, die mit älteren und jüngeren Werkstätten in Magdeburg in engem Zusammenhang stehen, kann nur zu der Schlußfolgerung führen, daß mit dem Eintreffen des Bischofgangsmeisters in Magdeburg um 1224/25 (siehe Anm. 25) ein Teil der älteren

Werkstatt, die am Magdeburger Chorerdgeschoß (Chor, Chorseitenschiffe, Chorkapellen, Querhausarme) gearbeitet hat und Kräfte der jüngeren Werkstatt des Bischofganges nach Halberstadt übersiedelten. Die stilistische Nähe des Halberstädter Tympanons am Südturmportal zum Magdeburger Nordportal sowie zum Halberstädter Triumphkreuz, das Martin Gosebruch zu Recht ins 3. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts setzt (siehe Gosebruch, Martin, *Die Anfänge der Frühgotik in Niedersachsen*, in: *Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte*, Bd. 14, 1975, S. 51) führt zu einem Baubeginn in Halberstadt um 1225.

³⁷ Die Urkunde von 1227, (siehe Leopold, Gerhard; Schubert, Ernst, op.cit. (Anm. 35), S. 22, 23) in der Bischof Friedrich II von Kirchberg (1209–36) eine Stiftung des Domherrn und Kuostos Buchart von Wartberg bestätigt, spricht von einem »Westchor« (»... in occidentali choro ...«), den Buchart von Wartberg aus eigenen Mitteln eingerichtet hat und für den ein Vikar angestellt werden soll. Möglicherweise handelt es sich bei diesem »Westchor« um die Turmerdgeschoßhalle und nicht um den alten Chor des romanischen Baues.

Bei der Bezeichnung »occidentali choro« kann es sich um einen Westchor oder eine Westempore handeln. Sicher ist damit ein gottesdienstlich genutzter Raum mit Altar (ob in Form einer Kapelle oder einer anderen Raumform ist dabei sekundär) gemeint. In der Halberstädter Turmhalle (hinter dem Westportal) kann durchaus ein Altar gestanden haben (vergleiche hierzu den Westturmraum des Magdeburger Domes).

Merkwürdigerweise war bis zur Domweihe 1220 die alte Kirche eingewölbt worden (die ergrabenen Basen gehen mit ihren Eckblättern auf die Chorpfeilerbasen des Magdeburger Domchors zurück). Während der Bauarbeiten am neuen, frühgotischen Westturmwerk blieb die ältere, neu eingewölbte Kirche stehen. Vor ihrem Westchor wurde mit dem Turmwerk begonnen. Auf Grund der Neudatierung des Baubeginnes an den Halberstädter Westteilen müssen auch die Bauten in der Nachfolge Halberstadts undatiert werden. Insbesondere gilt dieses für das 2. Turmwerkgeschoß der Braunschweiger Katharinenkirche, wo neben Halberstädter Kräften auch solche aus Riddagshausen mitgearbeitet haben. Während das Turmuntergeschoß dort um 1225 anzusetzen ist, muß das 2. Turmgeschoß vor 1230 vollendet gewesen sein.

³⁸ Siehe: Flemming, Johanna; Lehmann, Edgar; Schubert, Ernst, *Dom und Domschatz zu Halberstadt*, Berlin 1973, S. 233

³⁹ Siehe: Schulte, Johann Friedrich von, Johann Teutonicus, in: *Zeitschrift f. Kirchenrecht* 16, 1881, S. 129.

⁴⁰ Siehe: Leopold, Gerhard; Schubert, Ernst, *Der Dom zu Halberstadt*, op.cit., S. 75.

⁴¹ Siehe: Bickel, Wolfgang, Riddagshausen, op.cit. S. 98

⁴² Zwischen ca. 1225 (siehe Anm. 36) und ca. 1239 (siehe Anm. 40) entstanden in Halberstadt das Westturmwerk und die Klausurbauten auf der Südseite des Domes (Kreuzgang, Schatzkammer und Remter).

⁴³ Auch die Kapitelle im Magdeburger Chorerdgeschoß waren ursprünglich farbig gefaßt. Richard Hamann berichtet von roten und grünen Farbspuren (Hamann, Richard; Rosenfeld, Felix, *Der Magdeburger Dom*, Berlin 1910, S. 58).

⁴⁴ Siehe: Gosebruch, Martin, *Der Braunschweiger Dom und seine Bildwerke*, Königstein im Taunus 1980, S. 13 (ca. 1226).

⁴⁵ Siehe: Meier, Paul Jonas, *Die Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig*, Wolfenbüttel 1900, S. 145, 146.

⁴⁶ Dieses könnte vor allen Dingen die Braunschweiger Martinikirche betreffen, die zwischen ca. 1220 und 1230 errichtet wurde (siehe: Grote, Hans-Henning, *Die St. Nikolaikirche zu Melverode*, Anm. 20 [erscheint in Braunschweigische Heimat, 1989]).

Herbert Blume

Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert*

»Geschichten vom
versunkenen Garten«

1.

Will man einer im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreiteten Überzeugung Glauben schenken, so wird in Hannover das reinste Hochdeutsch gesprochen. Die Hauptstadt des heutigen Bundeslandes Niedersachsen gilt als der Ort der normhaften Ausprägung der Nationalsprache von vier europäischen Staaten, wenigstens, was die Aussprache betrifft. Diese Überzeugung war schon vor mehr als einem Jahrhundert vorhanden. Im Jahr 1879 veröffentlicht ein Hannoveraner Philologe mit Namen Hermann Huß eine Broschüre des Titels „Das Deutsche im Munde des Hannoveraners“,¹⁾ in deren Vorwort es heißt:

„Das hohe Ansehen, in welchem das hannöversche Idiom allenthalben im Auslande steht, und die einmüthige Forderung der deutsch studierenden Fremden, nur in ihm unterrichtet zu werden, läßt den Verfasser hoffen, mit der vorliegenden Schrift allen dem Studium der deutschen Sprache Ergebenen einen Dienst zu leisten.“

Huß' Leitfaden nimmt im wesentlichen dann das vorweg, was endgültig erst Theodor Siebs etwa 20 Jahre später mit seiner Schrift „Deutsche Bühnenaussprache“²⁾ gelingen sollte: die normative Fixierung einer einheitlichen Aussprache des Deutschen (d. h. einer deutschen Orthophonie bzw. Orthoepie) auf norddeutscher Grundlage.

Bekanntlich hat Hannover, hat Niedersachsen die Rolle eines orthoepischen Musterortes nicht seit eh und je gespielt. Im 17. Jahrhundert und noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts herrschte weithin die Ansicht, daß die vorbildliche Verkörperung der deutschen Sprache und Aussprache in Obersachsen zu finden sei. Das „Meißnische“, genauer: die Sprache der gebildeten Schichten im südlichen Kursachsen, galt als normatives Musterbild des guten gesproche-

nen Deutsch.³⁾ Ein ganzes Bündel von Faktoren hatte dazu beigetragen, daß ausgerechnet das „Meißnische“, ein ostmitteldeutscher Dialekt, zum normativen Orientierungspunkt bei der allmählichen Formierung einer deutschen Standardsprache wurde. Hier sind zu nennen: die zentrale Lage Sachsens im deutschen Sprachgebiet, bestimmte Homogenisierungsprozesse, die sich im ausgehenden Mittelalter in dieser Sprachlandschaft entweder in der gesprochenen Sprache der Bevölkerung oder aber im schriftlichen Sprachverkehr der Kanzleien herausbildeten;⁴⁾ Voraussetzungen, an die Luther anknüpfen konnte; im 16. Jahrhundert dann die sprachliche Strahlungskraft der lutherischen Reformation, sowohl durch das gedruckte Lutherwort als auch durch den Export von lutherischen Predigern, die theologisch und sprachlich im meißnischen Wittenberg geschult worden waren. Im 17. Jahrhundert kommt das besondere Gewicht des Meißnischen innerhalb der Bemühungen von Sprachgelehrten und Literaten der Barockzeit um den Ausbau der deutschen Sprache zu einer modernen Literatur- und Wissenschaftssprache hinzu. Das erste und bedeutendste Haupt der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ ist Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen: ein Sachse also.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt die Position des Obersächsischen zu wanken: Gottsched ist zwar noch 1762,⁵⁾ Adelung noch 1782⁶⁾ der Ansicht, daß in Obersachsen die mustergültige Ausprägung der deutschen Sprache zu suchen sei, nicht mehr akzeptiert wird die behauptete Musterrolle des Obersächsischen aber bereits vom Leipziger Studenten Goethe des Jahres 1765, der aus der späteren Rückschau in „Dichtung und Wahrheit“ mißbilligend über den „Eigensinn“ spricht, mit dem „die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt“ habe.⁷⁾ Wie sich das allgemeine Abrücken von der lautlichen Norm des Obersächsischen und die allmähliche Akzeptation des niedersächsischen Hochdeutsch vollzogen haben, ist z. B. in Adolf Socins Darstellung der „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“,⁸⁾ in Irmgard Weithases verdienstvoller Arbeit „Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache“ und in weiteren Untersuchungen in Grundzügen, aber nicht allen Details, dokumentiert.⁹⁾

Bemerkenswert ist indessen, daß im 19. und 20. Jahrhundert die Aussprache des Hd. in Berlin, das ja seit der Reichsgründung in politischer und auch in kultureller Hinsicht, jedenfalls aber an Bevölkerungszahl alle deutschen Zentren überflügelt, niemals als das Aussprachemuster für alle Länder deutscher Sprache angesehen wird. Dieses „orthoepische Defizit“ Berlins hat seine Ursache sicherlich in der starken Stellung des „Berlinischen“ in Berlin, jener städtischen Mischsprache aus einstmalig bodenständigem Niederdeutsch und hinzugekommener ober-sächsischer Mundart, die sich in Berlin (relativ wenig beeinflusst von geschriebenem Lutherdeutsch und ober-sächsischer Literatursprache) herausgebildet hatte und die bis auf den heutigen Tag die Aussprache und die Grammatik auch des Hd. in Berlin mehr oder minder stark färbt. Berlinisch gilt nicht als Muster, sondern als etwas zu Vermeidendes. Karl Philipp Moritz (1756–1793), von dem noch mehr die Rede sein wird, Romancier, Pädagoge, Psychologe und Universitätsprofessor in Berlin, als gebürtiger Niedersachse (der in Hannover und Braunschweig aufgewachsen ist) sehr sensibel für Berliner Dialektismen, gibt 1781 in seiner „Anweisung die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern“¹⁰⁾ ein langes Verzeichnis von fehlerhaften, typisch berlinischen Ausdrücken, die es zu vermeiden gelte. Zu ihnen gehören: *arbehten, Bohm, det, janz, kohffen, nich, ville* und viele andere mehr. Weder Berlinisch noch das vom Berlinischen gefärbte Berliner Hd. sind je zur nationalen Norm geworden.

Daß ausgerechnet Hannover im Verlauf des 19. Jahrhunderts den Rang eines phonetischen Musterorts für das ganze Reich, ja für das gesamte deutsche Sprachgebiet erwirbt, hat mehrere Gründe.

(1) In Hannover, wie im gesamten ursprünglich niederdeutschen Sprachgebiet, ist die hochdeutsche Sprache seit dem 16. Jahrhundert über das geschriebene bzw. gedruckte Wort erlernt worden. Nicht nur über das Ohr also, sondern über Auge und Ohr. Niedersächsisches Hd. ist seinem Ursprung nach hauptsächlich die Leseaussprache der importierten „fremden“ Sprache Meißnisch, d. h. eine buchstabenge-treue Artikulation. Das Ergebnis dieses nicht rein akustisch, sondern optisch-akustisch vollzogenen Aneignungsprozesses ist, bildlich gesprochen, eine einigermaßen „chemisch reine“ Aussprache des Ge-

schriebenen.

(2) Nicht verwunderlich ist die Tatsache, daß mit Hannover eine Stadt (und nicht etwa ein ländlicher Bezirk) in Niedersachsen als phonetischer Musterort angesehen wird. Bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts war auf dem Lande im gesamten Niedersachsen, auch in den heute relativ „dialektsschwach“ gewordenen ostfälischen Dörfern, das Plattdeutsche die nahezu alleingültige mündliche Sprache. Eine Ausnahme bildeten die wenigen städtisch gebildeten Landbewohner wie Pfarrer, Lehrer und eventuell Gutsbesitzer. Wer im 18. und 19. Jahrhundert an das musterhaft gesprochene Hochdeutsch der Niedersachsen dachte, konnte nicht die Dörfer, sondern mußte die Städte meinen.

(3) Die niedersächsischen Städte nun, auch die beiden größten: Hannover und Braunschweig, waren jedoch auch noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch keineswegs einsprachig hochdeutsche Städte, sondern in ihnen existierten beide Sprachen nebeneinander: das althergebrachte Niederdeutsch, das man aber seit dem 17. Jahrhundert so gut wie nicht mehr schrieb und druckte,¹¹⁾ und das neue, seit dieser Zeit über das beschriebene und bedruckte Papier erworbene Hochdeutsch. Das Hd. beherrschte im 18. und 19. Jahrhundert die Schriftlichkeit ganz und gar (wenige Ausnahmen bestätigen die Regel), und im mündlichen Verkehr nahm es an Quantität immer mehr zu. Allerdings dürfte im 18. Jahrhundert eine aktive Zweisprachigkeit auch der sozialen Oberschichten in den Städten, auch der Akademiker also, durchaus noch der Normalfall gewesen sein.¹²⁾ Der in Karl Philipp Moritz' autobiographischem Roman „Anton Reiser“ eine wichtige Rolle einnehmende Braunschweiger Pastor P. (es handelt sich in Wirklichkeit um den an der Brüdernkirche wirkenden Pastor Johann Ludwig Paulmann [1728–1807])¹³⁾ spricht mit seinem Küster mit größter Selbstverständlichkeit Plattdeutsch; für seine Predigten und für seine literarisch-theologische Produktion aber bedient er sich eben so selbstverständlich des Hochdeutschen. Plattdeutsch als Kirchensprache ist, wie das Beispiel des in der Stadt Hannover aufgewachsenen, in Limmer bei Hannover predigenden Jacobus Sackman (1643–1718) zeigt, bereits die hörens-werte, ja als kurios betrachtete Ausnahme.¹⁴⁾ Plattdeutsch als mündliche Wissenschaftssprache kommt in der

Stadt Hannover um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch nur noch im Munde von Außenseitern vor. Ich beziehe mich wiederum auf den „Anton Reiser“, worin Moritz von seinen Besuchen bei dem sog. „philosophischen Essigbrauer“ berichtet, einem gebildeten Handwerker von etwa 30 Jahren, der aus dem Stegreif lateinische Verse verfaßt, aus Fieldings Romans „Tom Jones“ vorliest und mit dem Knaben Anton Reiser auf plattdeutsch „sokratische Gespräche“ führt.

Gestalten wie Jacobus Sackman oder der „philosophische Essigbrauer“, die das Pld. auch außerhalb des mündlichen Alltagsgesprächs pflegen, dürften jedoch bis zum 19. Jahrhundert immer seltener geworden sein. Daß aber die nd./hd. Zweisprachigkeit im mündlichen Alltagsdiskurs in Städten wie Hannover und Braunschweig im 18. und 19. Jahrhundert weit verbreitet war (mit einem allmählichen Rückzug der gebildeten Schichten aus dieser Zweisprachigkeit), ist vielfach bezeugt. Noch um 1870 war beim Braunschweiger Militär (nach einer von Mechthild Wiswe zitierten Quelle) die Umgangssprache „außerdienstlich auch selbst mit den Unteroffizieren plattdeutsch“. ¹⁶⁾ Weitere Zeugnisse für die etwa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts fortexistierende, wenn auch allmählich dünner werdende nd./hd. Zweisprachigkeit in den Städten Braunschweig und Hannover ließen sich ohne viel Mühe beibringen.

Wesentlich für unsere Frage nach dem Hochdeutschen in den niedersächsischen Städten ist die Tatsache, daß dieses niedersächsische Hochdeutsch, das seit dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr als phonetisch musterhaft angesehen wird, eine Sprache ist, die in enger, ja symbiotischer Nachbarschaft mit dem Nd., das in diesen Städten und vor ihren Toren gesprochen wird, existiert. Das Hochdeutsch der niedersächsischen Städte ist daher deutlich von dieser Symbiose geprägt. Anders formuliert: Es ist geprägt von der nd./hd. Diglossie der städtischen Gesellschaft und vom nd./hd. Bilingualismus der Sprechenden. ^{16a)} Dieses Geprägtsein des niedersächsischen Hd. kann einerseits darin bestehen, daß Elemente des Nd. ins Hd. übernommen werden, andererseits werden im niedersächsischen Hd. aber auch Formen entwickelt, die ein deutliches Sich-Absetzen vom Nd., eine hörbare Distanz zur Aussprache des örtlichen Pld. erkennen lassen.

Warum wird nun aber gerade Hannover, warum werden nicht etwa Braunschweig, Lüneburg, Oldenburg oder andere niedersächsische Städte als phonetischer Musterort Deutschlands betrachtet? Die Antwort auf diese Frage ist, scheint es mir, nicht schwer. Die Stadt Hannover hat, aufgrund des politischen Erstarkens von Calenberg (Kurwürde 1692; Personalunion mit England 1714) und des damit einhergehenden Absinkens des Herzogtums Braunschweig zu einem Kleinstaat im 19. Jahrhundert die Stadt Braunschweig an Größe und Gewicht überflügelt. 1821 hat Braunschweig noch eine geringfügig höhere Einwohnerzahl aufzuweisen als Hannover: 34702 (BS) gegenüber 33255 (H). 1885 ist Braunschweigs Einwohnerzahl zwar auf 90311 angewachsen, in Hannover wohnen im selben Jahr aber bereits doppelt so viel Menschen: 187877. Und im Jahr 1925 ist das Verhältnis der Einwohnerzahlen fast 1 zu 3: 155305 Personen in Braunschweig stehen 426487 in Hannover gegenüber. ¹⁷⁾ Als Preußen 1866 das Königreich Hannover annektiert, wird Hannover preußische Provinzhauptstadt und rückt dadurch viel stärker als das politisch autonom bleibende, zugleich aber auch in den Schatten tretende Braunschweig in das Blickfeld des Bürgertums Berlins (und des seit 1871 im neugegründeten Reich tonangebenden Preußen überhaupt). Beamte und Militärs können zwischen Berlin und anderen Zentren Preußens einerseits, Hannover andererseits hin- und herversetzt werden und werden es auch. Braunschweig kommt da praktisch nicht in Betracht. In Hannover und in Braunschweig aber wurde 1866 und später fast dieselbe Varietät niedersächsisch-städtischen Hochdeutshs gesprochen. Die Unterschiede können nur ganz gering gewesen sein. Hannoveraner Hochdeutsch aber kannte man aus preußischer Perspektive, Braunschweiger Hochdeutsch kannte man nicht. Ganz ähnlich wie in Hannover und Braunschweig klang bzw. klingt das niedersächsische Stadthochdeutsch übrigens auch in anderen ostfälischen Städten, etwa in Peine und Wolfenbüttel. Nach der Reichsgründung 1871 wird die preußische Perspektive dann zur Perspektive der Reichshauptstadt, und auch das mag dazu beigetragen haben, daß schließlich quasi reichseinheitlich Hannover als der orthoepische Orientierungspunkt der Deutschsprachigen gilt.

Daß erst aufgrund der politischen Gewichtsver-

schiebungen des 19. Jahrhunderts Braunschweig als orthoepischer Musterort in den Schatten Hannovers tritt, läßt eine beiläufige Äußerung von Karl Philipp Moritz erkennen. In seiner 1792 erschienen „Abhandlung über den märkischen Dialekt“ heißt es: „[...] daher spricht man auch z.B. in Hannover und Braunschweig [Hervorhebung H.B.], das Hochdeutsche weit reiner und besser, als in Berlin oder Leipzig.“¹⁸⁾ Für das 18. Jahrhundert sind beide Städte in orthoepischer Hinsicht noch gleich wichtig.

Deswegen wird im folgenden auch nicht von Aurich, Oldenburg, Lüneburg oder Göttingen die Rede sein. Diese Städte haben ihre eigenen Substratbedingungen, Auricher (usw.) Hochdeutsch klingt anders als Hannoveraner oder braunschweigisches, und die Bewohner dieser Städte standen auch kaum je in Verdacht, die mustergültige Aussprache des Hd. im Alltag zu praktizieren. Braunschweig aber werde ich konsequent miterwähnen, weil eben einerseits die sprachlichen Gegebenheiten in Braunschweig und Hannover nahezu gleich sind und weil mir andererseits Braunschweiger Sprachdaten aus eigener Sprachkenntnis und eigenem Erleben leichter zur Verfügung stehen.

2.

Wenn wir heute, im Jahr 1987, Hannoveraner oder Braunschweiger sprechen hören, dann scheint uns die Behauptung, in jenen Städten werde ein „reines“ Hochdeutsch gesprochen, einigermaßen berechtigt. Unterschiede zur Normaussprache des Hd., wie es z. B. von den Nachrichtensprechern in Rundfunk und Fernsehen gesprochen wird, sind zwar vorhanden (etwa: /taX/ statt /ta:k/ ‚Tag‘), aber gering an Zahl. Doch wäre es ein großer Irrtum anzunehmen, diese heutige, der Siebsschen Norm sehr nahekommende Aussprache des Hd. sei die im 18. und 19. Jahrhundert für Hannover und Braunschweig charakteristische gewesen. Das sogenannte „reine“ Hochdeutsch der Hannoveraner und Braunschweiger klang sogar noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sehr viel anders. Einen ungefähren, wenn auch nicht völlig präzisen Eindruck davon können uns einige Passagen aus Hans Falladas Kindheits-erinnerungen „Damals bei uns daheim“ (erstmal erschienen 1941) vermitteln. Hans Fallada,¹⁹⁾ eigentlich Rudolf Ditzgen, der einer hannöverschen Juristen- und Pastorenfamilie entstammt, ist 1893 in Greifswald geboren, wächst aber in Berlin auf, notiert also aus jener schon erwähnten Berliner Perspektive die phonetischen Besonderheiten der Hannoveraner Aussprache, wenn er das Tischgebet einer aus Hannover gebürtigen und dort auch wohnhaften Tante („Tante Gustchen“, geboren 1844) folgendermaßen wiedergibt:²⁰⁾

Komm her Djesu, sa Du! unser Gast.
Und segne, was du uns bescheret hast.
Bist du ba uns, So hat's nicht Not,
Du bist das wahre Dläbensbrot! Äämen.

Und über seine im Jahre 1838 geborene, in Celle wohnende Großmutter, die sprachlich aber ebenfalls Hannover repräsentiert, weiß Fallada zu berichten:²¹⁾

Später entdeckten wir Kinder, daß [...] ihre Sprache auch eine andere Färbung hatte als bei allen andern, die wir kannten. Großmutter sprach nämlich Hannöversch, und wenn auch, nach Ansicht der Hannoveraner, sie, nämlich die Hannoveraner, das reinste Deutsch von der Welt sprechen, so war uns Kindern doch ihr spitzes „St“ und das „A“, das nicht wie „A“ klang, sondern wie eine Mischung aus „A“, „Ae“ und „Oe“, eine Quelle unerschöpflicher Erheiterung. Wie oft nahten wir uns bei Spaziergängen nicht der Großmutter mit der Miene scheinheiligster Dienstbereitschaft: „Großmutter, dürfen wir nicht doinen Schöl trögen?“

Und die gute Großmutter, deren Herz nie für den Gedanken Raum hatte, ein Enkelkind könne sich einen Spaß mit ihr erlauben, antwortete ganz freundlich: „Danke, mein lieber Djunge, ich will den Schöl doch lieber umbehalten, es üst eun wenig kühl.“

Worauf der Übeltäter mit verhaltenem Prusten zu seinen Geschwistern zurückkehrte. Wir warteten nur drei Minuten, dann wurde der nächste ausgesandt: „Großmutter, dörf üch vülleicht doinen Schöl trögen?“ Und unverändert liebevoll kam der Dank.

Nun ist diese Art städtischen Hochdeutsches ja auch unserem eigenen Hören noch nicht völlig fremd. Zumindest in der Generation der heute 70- bis 80-jährigen Hannoveraner und Braunschweiger gibt es noch Sprecher dieser stadtsprachlichen Varietät. Das Bemerkenswerte an Falladas Notationen, die auf Hörerlebnisse aus den Jahren zwischen 1900 und 1905 zurückgehen müssen, ist jedoch, daß die beiden zitierten alten Damen den oberen Schichten der Gesellschaft angehören. Die Großmutter ist sowohl Pastorentochter als auch Pastorenwitwe, bei Tante Gustchen handelt es sich anscheinend um ihre Schwester. Die heute, 1987, noch lebenden Sprecher des „klaren A“ (um vorerst nur das hervorstechendste Charakteristikum zu nennen) sind dagegen eher nur der Mittelschicht, ja der unteren Mittelschicht zuzurechnen.

Falladas Großmutter, die Pastorentochter, ist 1838 geboren. Zwischen diesem Datum und dem Sterbejahr des Braunschweiger Pastors Paulmann liegt nur die Spanne von etwa 30 Jahren – eine Generation. Kaum etwas spricht dagegen, daß wir uns das Hochdeutsch des Pastors Paulmann auf der Kanzel der Brüdernkirche und das seiner Braunschweiger Amtsbrüder so vorzustellen haben wie das von Tante Gustchen. Vermutlich hat auch Paulmann „Äömen“ gesagt.

Wir wollen uns nun den Besonderheiten des städtischen Hochdeutsch in Hannover und Braunschweig etwas näher zuwenden.

2.1 Phonologie

Das Auffallendste am phonologischen System des Braunschweigischen Hochdeutsches, so wie es mir von Kindheit an vom Zuhören vertraut ist, ist der Bereich der Langvokale und der Diphthonge. Folgende Langvokalphoneme sind anzusetzen:

i:	y:	u:
e:	ø:	o:
ɛ:	ɔ:	ɔ:
a:		

/e:/ und /ɛ:/ sind Allophone eines einzigen Phonems. Es gibt nur ein einziges diphthongisches Phonem, nämlich:

oy.

Zum Vergleich das System der Langvokale und Diphthonge des heutigen Standarddeutsches:

i:	y:	u:
e:	ø:	o:
(ɛ:)		
a:		
ae	ao	oy

Dem standard-hd. /a:/ entspricht in Braunschweig das /ɔ:/, dem /ae/ das /a:/, dem /ao/ das /ɔ:/.

Das Braunschweiger Stadt-Hd. besitzt mehr Langvokale, dafür weniger Diphthonge als das Standard-Hd. Einige Beispielwörter (in Minimalpaar-Form angeordnet) mögen die bisher nur schematische Darstellung illustrieren.

/i:/ /li:bə/ 'lieber' vs. /ɛ:bə/ 'Leber'
/bi:nə/ 'Biene' vs. /by:nə/ 'Bühne'

/e:/ /ze:/ 'See' vs. /zi:/ 'sic'
/ɛ:/ /ɛ:bm/ 'leben' vs. /lɔ:bm/ 'Löwen'
/vɛ:gə/ 'Wege' vs. /vɔ:gə/ 'Waage'
/ɛ:bm/ 'leben' vs. /lɔ:bm/ 'laben'

/y:/ /by:nə/ 'Bühne' vs. /bi:nə/ 'Biene'
/dy:stə/ 'düster' vs. /du:stə/ 'dunkel'
/hy:n:/ 'Hünen' vs. /hø:n:/ 'höhnen'

/ø:/ /hø:n:/ 'höhnen' vs. /hy:n:/ 'Hünen'
/bø:zən/ 'bösen' vs. /bɛ:zən/ 'Besen'
/ʃø:n/ 'schön' vs. /ʃɔ:n/ 'schon'
/zø:nə/ 'Söhne' vs. /zɔ:nə/ 'Sahne'

/ɔ:/ /vɔ:gən/ 'wagen' vs. /vɛ:gən/ 'wegen'
/kɔ:m/ 'kam' vs. /kɛ:m/ 'kaum'
/kɔ:m/ 'kam' vs. /ka:m/ 'Keim'

/a:/ /va:t/ 'weit' vs. /ve:t/ 'weht'
/za:t/ 'seit' vs. /zɔ:t/ 'Saar'
/gra:s/ 'Greis' vs. /grɔ:s/ 'Grais'

/u:/ /ku:lə/ 'Kuhle' vs. /ky:lə/ 'Kühle'
/mu:s/ 'Mus' vs. /mo:s/ 'Moos'

/o:/ /mo:s/ 'Moos' vs. /mu:s/ 'Mus'
/ʃo:n/ 'schon' vs. /ʃø:n/ 'schön'
/gro:s/ 'groß' vs. /grɔ:s/ 'Grais'

/ɔ:/ /mɔ:s/ 'Maus' vs. /mo:s/ 'Moos'
/mɔ:s/ 'Maus' vs. /mɛ:s/ 'Maß'
/mɔ:s/ 'Maus' vs. /ma:s/ 'Mais'

/ɔy/ /loytə/ 'Leute'

Ortsfremde sind im allgemeinen weder in der Lage, den Artikulationsort des „klaren A“ genau zu treffen, noch können sie überhaupt die Entsprechungen zu standard-hd. /a:/ und /ae/ konsequent auseinanderhalten. In Braunschweig sind z. B. die Familiennamen *Heine* und *Hahne* recht häufig; dies kann zu Konfusionen führen. Der Schibboleth-Satz /h₂:bm z₂ ɔ:lɔ:/ ist nur für Ortsfremde zu verwechseln mit seinem Pendant /h₂:bm z₂ a:lɔ:/. Der erste bedeutet: Haben Sie Aale? Der zweite: Haben Sie Eile? Ortsfremde meinen zumeist, beide Sätze klingen gleich.

Wie alt genau diese charakteristischen Sonderentwicklungen des städtischen Hochdeutsch in Braunschweig im Bereich des Vokalismus sind, vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute, daß sie sich bereits mit dem allmählichen Einzug des Hochdeutschen als Sprechsprache in den ostfälischen Städten etabliert haben und von Anfang an als Markierungen sozialer Distanz zum Niederdeutschen und zu seinen Sprechern dienten. Zwei dieser Sonderphoneme, das „klare A“ (/ɔ:/) und das lange offene /ɔ:/ können auf keinen Fall als Übernahmen aus dem nd. Substratdialekt in Braunschweig (bzw. Hannover) erklärt werden. Es gibt sie in den in Fragen kommenden Mundarten nicht; sie sind deutlich phonologisches Eigengewächs des städtischen Hochdeutsch. Die monophthongische Version /a:/ des standard-hd. Diphthongs /ae/ (geschrieben: <ei>, <ai> usw.) hingegen hat eine Parallele in einigen Mundarten zwischen Braunschweig und Hannover, wo es auch im Nd. /sta:n/ und /ba:n/ statt sonst im ostf. Nd. (meist) /staen/ und /baen/ heißt. Werner Flehsig kann aufgrund der von ihm gesichteten Belege aus dem 19. Jahrhundert zeigen, daß in der ostfälischen Mundart diese Monophthongierung von /ae/ (mnd. ê³) zu /a:/ sehr jung ist, z.T. erst um 1880 eintritt. Daraus zieht Flehsig den Schluß, daß auch die entsprechende Monophthongierung im stadtbraunschweigischen Hd. erst um 1880 erfolgt sei.²³) Dieser Schluß scheint mir keineswegs zwingend, da er eine Übernahme nd. Lautwandelprozesse ins städtische Hd. voraussetzt. Ähnlich jung soll nach Flehsig das „klare A“ sein. Wesentlich wahrscheinlicher will mir scheinen, daß die braunschweigisch-hd. /ɔ:/, /a:/ und /ɔ:/ bereits im 18. Jahrhundert entstanden sind, wenn ihre Entstehung nicht sogar ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Daß die Entstehung weit vor 1880 bereits vorhanden

gewesen sein dürften, zeigen Falladas Beispiele. Die von ihm zitierten Hannoveraner Sprecherinnen haben noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen gelernt.

Keines der drei Phoneme ist m. E. als Interferenz aus dem Nd. zu erklären, sondern alle drei dürften ihren Ursprung im Bestreben des Stadtbürgertums haben, eine deutliche Aussprachedistanz zum sozial geringer bewerteten städtischen und ländlichen Nd. zu markieren.²³) Das lange /a:/ des Nd. wird noch heute offen artikuliert. Die Hebung dieses Phonems zum langen „Schwa“ schafft eine lautphysiologische Distanz und ergibt das „klare A“.

Die konsonantischen Abweichungen des städtischen Hd. in Braunschweig und Hannover vom Standard-Hd. sind größtenteils solche, die auch in anderen Städten und Regionen Niedersachsens, ja Norddeutschlands überhaupt anzutreffen sind.

Geschriebenes <sp> und <st> wurden bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als /sp/ und /st/ ausgesprochen und werden es vielfach noch heute: das berühmte S-tolpern über den s-pitzen S-tein. Ein Rückgang dieser Sprechweise auf breiter Front hat sich erst nach 1945 vollzogen.²⁴)

Die städtische Aussprache des <r> ist je nach lautlicher Umgebung des Konsonanten verschieden. Im Anlaut und zwischen Vokalen wird <r> nicht als „gerolltes“, d. h. Zungenspitzen-r, sondern als Gaumen-r (velare Spirans /R/) artikuliert: /Ru:ɔ/, Ruhe¹. /o:Rɔn/, Ohren¹. Gerolltes /r/ dagegen ist in Ostfalen als ländlich-stadtfrem („von buten rin“) stigmatisiert. In nordniedersächsischen Städten ist das nicht durchweg so. Umgekehrt konnte im Ackerbürgerflecken Fallersleben Anfang dieses Jahrhunderts die Übernahme des Gaumen-/R/ in das Nd. als ein Zeichen von „Überkandideltsein“ gewertet werden (z. B. in /ɔpm ga:Rɔn/, im Garten¹).

<r> vor <t> wird in städtischem Hd. als ach-Laut /χ/ gesprochen: /ɔ:fən gaχtən/, im Garten¹. Heute ist diese Aussprache bei Akademikern in Braunschweig nur noch in der Generation der etwa 70- bis 80-Jährigen die Regel. Vor wenigen Jahrzehnten aber war diese Aussprache in Braunschweig allgemein gültig. Das 1864 in Braunschweig geborene, in großbürgerlichen Verhältnissen aufwachsende Kind Ricarda Huch muß so gesprochen haben. Das bezugsgewissen Fehlschreibungen in ihrem Kindertagebuch, das

sie in den Jahren um 1870 führt.²⁵⁾ Ricarda Huch hat offensichtlich /gaχtn/, /haχt/, /guχt/ ‚Garten‘, ‚hart‘, ‚Gurt‘ usw. gesagt. Ricarda Huchs Privatorthographie läßt folgendes erkennen: Die kleine Ricarda hatte offensichtlich begriffen, daß die gesprochene Lautfolge /χt/ bald als <gt> zu schreiben ist, etwa in *er sagt*, bald als <rt>, etwa in *hart*. Daraus leitete sie eine viel allgemeinere Regel ab: /χ/ kann als <g> oder <r> geschrieben werden. So finden wir in ihrem Kindertagebuch mehrmals die Schreibung *sie sarte* für *sie sagte*. Die dahinter erkennbare Aussprache ist /sa:χte/.

Diese frühen Schreibversuche Ricarda Huchs führen uns wiederum eine beträchtliche Zeitspanne ins 19. Jahrhundert zurück: Ricarda Huch, 1864 geboren, hat ihre Aussprache an der Sprechweise von Braunschweigern und Braunschweigerinnen geschult, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts geboren waren. Die älteren unter ihnen könnten – um auf einen uns schon bekannten Namen zurückzukommen – Pastor Paulmann noch haben predigen hören.

Ob in Braunschweig und Hannover das <r> auch vor /k/ generell als /χ/ realisiert worden ist (in Wörtern wie *Kerker*, *Harke*, *Gurke*), wage ich nicht zu entscheiden. Diese in Norddeutschland bisweilen anzutreffende, sehr distinguiert wirkende Sprechweise, wie wir sie etwa aus dem Munde des Lübeckers Thomas Mann auf Schallplatten hören können, hat nach meinem Höreindruck in Braunschweig zumindest nicht dominiert.

Die Aussprache des <g> im Auslaut und vor /t/ und /st/ als ich- bzw. ach-Laut übergehe ich, weil sie nicht nur gemein-norddeutsch, sondern z.T. sogar mitteldeutsch ist.²⁶⁾ Auf diese Weise fallen *du magst* und *du machst* zu /du: maχst/ zusammen, desgleichen etwa die Substantive *Flug*, *Pflug* und *Fluch* zu /flu:χ/. Beim letzten Beispiel ist noch die in Hannover und Braunschweig völlig übliche, aber eben in Hamburg oder Berlin genauso vorhandene Aussprache des anlautenden <pf> als /f/ hinzugekommen.

Erwähnenswert ist die Realisierung des anlautenden <g> als /j/ beim Präfix *ge-* des Partizips Perfekt. Bis vor wenigen Jahrzehnten hieß es in stadtbraunschweigschem Hochdeutsch also noch /jəko:ft/, /jəgE:bm/, /jəhapt/. Diese Erscheinung, die sich (anders als etwa in Berlin oder Köln) fast ausschließlich auf das Präfix *ge-* beschränkt, dürfte aus der nd. Sub-

stratsprache übernommen sein.

Abweichend vom Standard-Hd. wird in Braunschweig (aber auch in anderen niedersächsischen Städten) die Konsonantenfolge <gn> in Wörtern wie *Magnikirche*, *Magnet*, *stagnieren* nicht /gn/, sondern /ŋn/ ausgesprochen, also wie wenn *Mangnikirche* usw. geschrieben würde. Diese Aussprache bildet die Voraussetzung dafür, eine Kartoffelsorte namens *Magnum Bonum* volksetymologisch zu *Mank de Bohnen* umzudeuten.

Eine wichtige Aussprache-Besonderheit, in der das Hannoveraner und Braunschweiger Hochdeutsch besonders markant mit der Schreibung übereinstimmt, darf nicht übergangen werden: das getreuliche Mitsprechen der nebentonigen e-Laute, besonders am Wortende. In Braunschweig sagte man einst /fazə:n:stɾə:sə/ ‚Fasanenstraße‘, sagt man heute /faza:n:stɾa:sə/, so wie man auch in der Substratsprache, dem Braunschweiger Pld. /stɾa:tə/ mit auslautendem /ə/ artikuliert. Allgemeiner ausgedrückt: Das kernostfälische und das grubenhagensch-ostfälische Nd. apokopiert das auslautende -e nicht. Ein paar Beispiele dafür: In Nordns. heißen die Gänse *de Göös* (ohne -e), in Braunschweig *de Gäuse* (mit -e). In Nordniedersachsen sagt man *ik heff*, in Braunschweig *ik hebbe*. So wenig man also in Braunschweig und Hannover im Nd. die Apokope des -e kannte, so wenig fühlte man sich veranlaßt, beim Lesen des gedruckten Hochdeutsch das auslautende -e wegzulassen. In Hamburg (und in weiten Teilen des niedersächsischen Nordens) jedoch übernahm man die e-Apokope aus der nd. Mundart teilweise ins Hochdeutsche. So heißt es in Hamburg (und drumrum) hd. *der Jung*, *die Jungs*, in Braunschweig dagegen sind die Formen *der Junge* und im Plural (mit doppelter Endung) *die Jungens* bodenständig. In Hamburg heißt es meist *ich kümmer mich dadrum*, *ich löffel das aus*, in Braunschweig *kümmere* oder *kümmre*, *löffele* oder *löffle*, das mittlere e kann schwinden, das auslautende nicht. Und während man sich in Nordns. ganz *doll* wehtut, tut man dies in Braunschweig ganz *dolle* (mit e).

Das ostfälische Hochdeutsch liegt mit seiner buchstabengetreuen Aussprache des nebentonigen e zwischen zwei großen Gebieten, in denen mundartlich die Apokope des Endungs-e die Regel ist: dem Gebiet des Nordns. im Norden und dem des Westmd.

und des Oberdt. im Süden. Bekanntlich wohnt in Hamburg Jan Hinnerk *op de Lammerstroot* (ohne *e*), in Frankfurt heißt eine Straße im Volksmund die *Freßgaß* (ohne *e*) und in einem älteren Kölner Karnevalslied kommt die *Kaijaß* ‚Kaigasse‘ (ohne *e*) vor. Aus der Perspektive dieser Städte muß das geduldige Mitsprechen aller Endungs-*e* in Hannover und Braunschweig geradezu etwas Gralshüterisches oder Pedantisches an sich haben, so daß man wohl auf die so mustergültig sprechenden Hannoveraner aus solcher Sicht auch oft so blickt, wie man den Klassenprimus ansieht: die Leistung ist unbestreitbar vorhanden, aber man möchte nicht so sein wie er. Von Pedanterie in diesem Punkte kann in Hannover und Braunschweig jedoch gar nicht die Rede sein. Das Mitsprechen des *e* hat sich historisch so ergeben, und wollten wir darauf verzichten, kämen wir uns affektiert vor.

2.2 Morphologie und Syntax

Ich bin relativ ausführlich auf die lautlichen Charakteristika des städtischen Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover eingegangen, denn eigentlich ist immer nur die Aussprache gemeint, wenn von der Vorbildlichkeit des Hannoveraner Hochdeutsch die Rede ist.

Selbstverständlich unterscheidet sich das städtisch-ostfälische Hochdeutsch aber auch hinsichtlich der Syntax, der Morphologie und des Wortschatzes vom Standardhochdeutschen. Was Syntax und Morphologie betrifft, so geht es zunächst um die bekannte Unsicherheit bei der Wahl zwischen Dativ und Akkusativ. Die dabei zustandekommenden „Fehler“ (z. B. Frage auf dem Schulhof: *Bei wen gehst'en?* ‚Bei wem gehst du denn (scil. in die Klasse)?‘, ‚Wer ist dein Lehrer?‘) sind zwar Abweichungen gegenüber dem Standard-Hd., es gibt sie so oder ähnlich jedoch überall dort, wo das Hd. seit dem 16./17. Jahrhundert das Nd. als Sprechsprache verdrängt hat, von Berlin bis Köln und darüber hinaus. Bemerkenswert ist übrigens, daß in Ostfalen die Dativ-Akkusativ-Unsicherheit heute in Familien und sozialen Gruppen anzutreffen ist, in denen das Nd. überhaupt nicht mehr beherrscht wird, in denen sich aber ein Hd. ohne konsequente Differenzierung der Dativ- und Akkusativsuffixe verfestigt hat. Verwechselt werden dabei kaum die deutlich verschiedenen Paare *mirlmich*, *dirdich*,

sondern die lautlich eng beieinander liegenden *ihml* *ihn* (mit der kasusneutralen Nebentonvariante *ne*, siehe unten) und die Adjektivsuffixe *-eml-en* (*liebeml* *lieben*).

Wenn also heutzutage das Phänomen der Kasusunsicherheit eher als ein Problem von schulisch unterprivilegierten Gruppen angesehen wird (und in den „Konstrastiven Heften“ von Hermann Niebaum²⁷) und Dieter Stellmacher²⁸) jeweils eine wichtige Rolle spielt), so konnten früher auch Angehörige der höheren Sozialschichten mit der Unterscheidung von Dativ und Akkusativ ihre Not haben. Dies zeigt z. B. die Inschrift eines Denkmals im Schloßpark von Vechelde bei Braunschweig. Das Denkmal ist 1790/91 von keinem geringeren als dem Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721–1792), Bruder Karls I., des Gründers des Collegium Carolinum in Braunschweig, gestiftet worden. Ferdinand setzt das Denkmal zum Gedenken an den ihm freundschaftlich verbundenen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1707–1789), den geistigen Urheber der Hochschulgründung. Jerusalem war zudem Prinzerzieher des Neffen Ferdinands, des späteren Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (reg. 1780–1806) gewesen. Die Inschrift, eher ein Zeugnis bürgerlicher denn adliger Attitüde, hat folgenden Wortlaut (Hervorhebungen von mir, H. B.):²⁹)

Dieses Monument ist dem Andenken des unvergesslichen grossen Sittenlehrers und christlichen Philosophen, Herrn Iohann. Friedrich. Wilhelm. Jerusalem, geboren zu Osnabrück den XXIIten Nov. MDCCIX. gestorben den IIten Sept. MDCCCLXXXIX. Abt des Closters Riddagshausen, Probst des Closters S. Crucis, Vice-Praesident des Fürstl. Consistorii und Curator des Fürstl. Collegii Carolini in Braunschweig, gewidmet.

Ausgebreitete Gelehrsamkeit, Welt und Herzenskunde, begleitet mit vieler Bescheidenheit und Sanftmuth waren ein Theil seiner vortreflichen Eigenschaften und Geistesgaben, wodurch er in *einen* so hohen Grad die Achtung aller Rechtschaffenen seines Zeitalters weit und breit sich erwarb. Seine Schriften haben hinlängliche Zeugnisse davon gegeben. Er war der allerangenehmste Gesellschafter, sein Duldungsgeist war gros. Sein Andenken wird in den entferntesten Zeiten der Welt *einen* jeden der recht denken und recht wandeln will, theuer und werth bleiben. Mir als dem Widmer dieses Monuments wird er stets in *unveränderten* Andenken verbleiben, weil ich außer der Bewunderung seiner grossen Verdienste um seine Zeitgenossen, besonders Antheil an seiner Wohlgelegenheit hatte. Alles dieses bezeuget sein grosser Verehrer Ferdinand, H. z. B. u. L.

Die von mir hervorgehobenen falschen Akkusative, mögen sie nun auf Ferdinand selbst oder auf den ausführenden Künstler zurückgehen, sind von Ferdinand offensichtlich nicht bemerkt worden, oder aber

derlei flexivische Finessen waren ihm nicht so erheblich, daß er nur deswegen die Tafel hätte korrigieren lassen.

In syntaktisch-morphologischem Zusammenhang ist weiter hinzuweisen auf den abweichenden Präpositionengebrauch in Sätzen wie *Sie ist nach ihrem Freund gegangen* (statt *zu*) oder *Der Junge ist bange für den Hund* (statt *vor*): in beiden Fällen wirkt das nd. Substrat bis heute nach.

Eine Besonderheit des ostfäl. Hochdeutsch scheint mir die unbetonte Form *ne* des Dativs/Akkusativs des maskulinen Personalpronomens im Singular zu sein. Der standardsprachliche Satz *Und da habe ich ihm eine runtergehauen* könnte in braunschweigischem Hd. lauten: *Und da hab ich ne eine geschallert.*³⁰⁾

Ein Spezifikum des ostfäl. Hd. (außerhalb des ostfälischen Bereichs nur streckenweise vorkommend) ist außerdem die aus dem Nd. übernommene enklitische Form des Wortes *dalder* in Ausdrücken wie *Ich kann er nichts gegen unternehmen*. In niedersächsischem Hd. auf dem Substrat des nordn. Pld. hieß es eher *Ich kann da nichts gegen unternehmen*. Literarisch ist das ostfäl.-hd. enklitische *er* z. B. belegt in einer Braunschweiger Anekdote, die Ricarda Huch berichtet:³¹⁾

Eine Leihbibliothek führten zwei ältliche Schwestern, von denen viele Anekdoten umflogen. Neugierig und gesprächig wie sie waren und durch die zahlreiche Kundschaft von allem was in der Stadt wirklich oder vermutlich vorging unterrichtet, stellten sie eine Art Auskunft vor. Einmal handelte es sich um eine Verlobung oder Entlobung oder Scheidung, kurz um eine Angelegenheit, die nach dem Wunsche der Beteiligten noch geheim bleiben sollte, und eine Dame, die unbedachterweise soeben davon gesprochen hatte, kehrte in den Laden zurück mit der Bitte, die Sache einstweilen zu verschweigen. „Ach“, rief das Fräulein bedauernd, „meine Schwester ist er gerade mit los!“ Da Leihbibliotheksbücher bei uns nicht gelesen wurden, habe ich die betriebsamen Schwestern nicht gekannt.

2.3 Wortschatz

Was den Sonderwortschatz Hannovers und Braunschweigs anlangt, kann ich mich relativ kurz fassen und auf zwei so vergnügliche wie informative Publikationen aus der Feder von Liebhabern des Hannoveraner städtischen Hochdeutsch hinweisen.

Nicht nur aus Gründen der Chronologie gebührt der Vortritt einem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Büchlein folgenden Titels: „Jäö. Studienblätter von Théodore le Singe.“³²⁾ Hinter dem Pseu-

donym aus dem Tierreich verbirgt sich, leicht erkennbar, niemand anders als der Philosoph und Schriftsteller Theodor Lessing (1872 in Hannover geboren, 1933 in Marienbad von einem nationalsozialistischen Mordkommando erschossen). Lessings „Jäö“ ist ein bunter Strauß aus kurzen Geschichten, sketchartigen Szenen, Listen von Wörtern und Redensarten, notierten Gesprächsfetzen, Beschreibungen der Regeln von Kinderspielen u. v. a. m. – eine sprachgeographische und sprachhistorische Fundgrube, ein reich sprudelnder Quell. Hier nur eine kleine Kostprobe:³³⁾

Auf dem Walle. Vorm Hof-Theäöter. Zwei Herren, ein alter und junger, begegnen einander.

Erster Herr: Is es der Möchlichkaat? Sieh mäöl aaner an. Wie befinden Sie sich?

Zweiter, jüngerer Herr: Zu dienen, Ihnen aufzuwarten.

Erster Herr: Aperko. [= à propos; Anm. Lessings]. Was machen die wärten Herrn Ältern?

Zweiter Herr: Lassen sich gehorsäömost empfäöhlen.³⁴⁾

Erster Herr: Merßi danke. – Is heute mäöl schön schlächtes Wetter.

Zweiter Herr: Munkelich! miestrich! misepetrich! Es duht dauern!

Erster Herr: Es sieht sich muselantich an. Sstickel Nordwind.

Zweiter Herr: Aber's gääht sich dabaa doch gut gäähen.

Erster Herr: Ich mich empfählen? Ich wünsche Sie aane wohlschläöfende Nacht.

Zweiter Herr: Ergäbenster.

Die komische Wirkung von Lessings Miniaturen wird, wie man sieht, durch die Häufung stadtsprachlicher Charakteristika erzielt: *munkelich*, *miestrich*, *misepetrich*, *muselantich*. In anderen Stücken von „Jäö“ treibt es Lessing diese Verdichtung noch viel weiter, so daß seine kleine Schrift, obwohl nur 110 Seiten stark, für den an der Sprache Interessierten wesentlich mehr Material bereithält als die zweite hier zu nennende Schrift: das „Hannoversche Wörterbuch“ von Hans J. Toll.³⁵⁾

Dieses Wörterbuch ist eine Sammlung von Plaudereien (ursprünglich Zeitungsartikeln) über rund 300 – wie der Autor meint – typisch hannoversche Wörter und Wendungen. Tolls etymologische Erklärungen sind (von Ausnahmen einmal abgesehen) plausibel, nur kennt man viele der von ihm vorgeführten nichtstandardsprachlichen Ausdrücke auch in Braunschweig und auch sonst in Niedersachsen. Dieser Vorbehalt muß gerechterweise auch gegenüber Lessings „Jäö“ angebracht werden. Bei Toll finden wir etwa: *anplündern/abplündern* (vom Weihnachtsbaum gesagt), *die Bredullje*, *der Brieten* (Koch- und Bratendunst in Küchen und Waschküchen), *Dö-*

neken, etepetete, das Beist (eine widerwärtige Frau), *beizu* ‚daneben‘, *ersten* ‚vorhin‘, *Kittchebumm*, jmd. *meschant machen* ‚schlecht machen‘, *Prilleken* ‚Krapfen‘, *plästern* ‚heftig regnen‘, *riebe* ‚was sich schnell weigbt‘, *Löke* ‚frecher Jugendlicher‘, *Pampuschen, schäsen, schottschen, rumklabastern* usw. usw. Großenteils handelt es sich um Übernahmen aus dem Nd. oder aber um Wörter französischer Herkunft aus dem 18. und 19. Jahrhundert (z.B. *Bredullje, Pampuschen, schäsen, meschant/mischant*), die, weil sie nicht der Standardsprache angehörten, von der Fremdwortjägerei des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ um die Jahrhundertwende verschont geblieben sind. Es wäre lohnend zu untersuchen, welche der von Toll (und Lessing) als hannoveranisch erachteten Wörter wirklich auf Hannover beschränkt sind und wie weit der Geltungsbereich der übrigen Wörter sich erstreckt.^{35a)}

3.

Vieles von dem, was ich hier als lautliche, grammatische und vielleicht auch lexikalische Besonderheiten des Braunschweiger und Hannoveraner städtischen Hochdeutsch vorzustellen versucht habe, ist heute nur noch bedingt vorhanden. Das Aufkommen des Rundfunks in den zwanziger Jahren, des Tonfilms in den dreißiger Jahren und des Fernsehens in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts haben das gesprochene Hochdeutsch in Niedersachsen erdrutschartig verändert. Zum erstenmal konnte nun die Siebssche Normaussprache, die sog. Hochsprache von jedermann nahezu permanent gehört werden. Vorher war die wichtigste Geltungsdomäne der Normaussprache stets das Theater gewesen – kein Ort, der von allen aufgesucht wurde. Die neuen Medien haben die Normaussprache des Deutschen – gewissermaßen demokratisch – allgemein verfügbar gemacht. Ein übriges getan haben die Bevölkerungsmischungen nach 1945 und der Wille breiter aufstiegsorientierter Bevölkerungsgruppen in den ostfälischen Städten, sich sprachlich der Norm anzupassen, um nicht negativ aufzufallen. Das Zusammenwirken dieser Faktoren hat das vorher so charakteristische städtische Hochdeutsch Braunschweigs und Hannovers weitgehend zum Verklingen gebracht.

Meine Gymnasiallehrer, also akademisch gebildete und sozial in hohem Ansehen stehende Leute, stolperten, soweit sie Einheimische waren und um die Jahrhundertwende geboren, noch über den spitzen Stein. Ein Kunsterzieher sagte *jemalt* und *jezeichnet*, ein Mathematiklehrer erklärte uns, wie man den *größten jemaansamen Taaler* berechnete, ein Geschichtslehrer sprach gern vom *Schwachzen Hächzoch* (Schwarzen Herzog), und ein Biologielehrer nahm mit seinen Klassen die *Platäone* durch. All dies geschah in den fünfziger Jahren jedoch bereits zum stillen Amusement von uns Schülern. Diese Sprechweise, wiewohl damals noch verkörpert von Angehörigen der intellektuellen Elite, galt als auffällig. Heute ist sie es mehr denn je. Wo einzelne Merkmale davon in der Sprechweise von Leuten unter 50 vorkommen (und sie kommen kaum je alle bei einem Sprecher vor), sind sie eher als soziale Indikatoren zu werten und lassen Rückschlüsse auf die Bildungsbiographie des Sprechenden zu. Wer zielstrebig die soziale Stufenleiter emporgeklettert ist.

spricht so nicht.

Damit hat die Geschichte der Stadtsprachen des 18. und 19. Jahrhunderts von Braunschweig und Hannover (und den umliegenden Städten) eine andere Entwicklung genommen als die von Berlin. Hier wie dort ist das Nd. praktisch ganz auf der Strecke geblieben, in Berlin bekanntlich Jahrhunderte früher und ganz und gar,³⁶⁾ in den ostfälischen Städten ist es als öffentlich benutzte Sprache nur noch mit großer Aufmerksamkeit wahrnehmbar. In Berlin wie in Braunschweig und Hannover haben sich seit dem Beginn der Neuzeit eigene hd. Stadtsprachen etabliert, hier wie dort im 18. und 19. Jahrhundert unüberhörbar mit französischem Wortschatz getränkt.³⁷⁾ Hier wie dort stehen diese Stadtsprachen aber auch in Einzelzügen in bewußtem Abstand zur regionalen Mundart, mit der sie (solange es die Mundart gibt) in engem bilingualem und diglossischem Kontakt leben.

In Berlin nun weitet die hd. Stadtsprache, das Berlinische, im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Funktionsbereich aus: sie wird immer wieder auch zur geschriebenen Sprache (Revolutionsschriften von 1848, Glaßbrenner, Zille, Tucholsky, Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ u. a. m.). Als gesprochene Sprache behält das Berlinische im 20. Jahrhundert seinen unangefochtenen Platz neben dem sich auch in Berlin immer mehr durchsetzenden gesprochen Standarddeutsch. Und das Berlinische dringt seit der allgemeinen Verbreitung von Grammophon, Radio, Tonfilm und Fernsehen als die Sprache besonderer, akustisch bzw. audiovisuell verbreiteter Formen von Literatur (Berliner Couplet: Otto Reutter, Claire Waldoff; Berlinisches in Operette und Filmen: Bruno Fritz, Grethe Weiser, Dieter Hallervorden; Berliner Cabaret nach 1945) in das gesamte deutsche Sprachgebiet vor; die allermeisten Deutschen besitzen dadurch eine gute passive Kenntnis des Berlinischen.

Ähnliches ist dem Hd. in Braunschweig und Hannover nicht widerfahren. Das ostfälisch-städtische Hochdeutsch wird nie ernstlich literarisch verwendet, und es schwindet im Laufe des 20. Jahrhunderts so gut wie völlig, um den gesprochenen Standarddeutsch allein den Platz zu überlassen. Was bleibt, ist eine nur dem geübten Ohr noch wahrnehmbare Färbung der Standardsprache, etwa zu hören bei Sprechern wie (um nur einen Namen zu nennen) Rudolf

Augstein. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts läßt sich mit Recht sagen, daß in den ostfälischen Städten Braunschweig und Hannover und um sie herum das reinste Deutsch gesprochen werde.

4.

Fassen wir zusammen: Im 18. Jahrhundert bahnt sich an, im 19. und frühen 20. Jahrhundert herrscht in Braunschweig, Hannover und anderen ostfälischen ein Triglossie-Situation: neben- und miteinander werden Niederdeutsch, städtisches Hochdeutsch (Kennmarke: „klares A“) und, verstärkt seit dem 20. Jahrhundert, Standard-Hochdeutsch (Kennmarke: buchstabengetreue Aussprache) gesprochen. Zwischen diesen drei Sprachen kann es im Sprachverkehr (parole) zu Mischungserscheinungen kommen, doch sind die Sprachen trotz Interferenz als phonologische, morphologische und lexikalische Systeme (langue) deutlich voneinander geschieden. Im 19. Jahrhundert ist das städtische Hochdeutsch auch die Sprache des gebildeten Bürgertums. Erst im 20. Jahrhundert erleben wir den Rückgang von (zunächst) Niederdeutsch und (dann auch) städtischem Hochdeutsch in den ostfälischen Städten. Die letzte Phase dieses Regressionsprozesses vollzieht sich vor unseren Ohren. Was in den genannten Städten vermutlich bleiben wird, ist die Alleinherrschaft des Standardhochdeutschen als öffentlich gesprochener Sprache. Wenn dieser Prozeß beendet sein wird, werden Niederdeutsch und städtisches Hochdeutsch im Braunschweiger und Hannoveraner Standarddeutsch nur noch in den indirekten Spuren ihrer Substratexistenz weiterleben: als leichte lokale phonetische oder lexikalische Färbung des gesprochenen Standarddeutsch, nur für den Kenner hörbar an einigen Wörtern und an einem unnachahmbaren Timbre.

Anmerkungen:

- * Erweiterte und um Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrages, den ich unter dem Titel „Hochdeutsch in Niedersachsen“ am 30. 5. 1987 in Schloß Etelsen bei Verden gehalten habe. Für Hinweise und Anregungen bin ich Uta Ber-

trang (Hannover), Dieter Cherubim (Göttingen), Heinrich Kröger (Soltau) und Eberhard Rohse (Braunschweig) zu Dank verpflichtet.

- ¹ Hermann Huß: Das Deutsche im Munde des Hannoveraners. Hannover 1879.
- ² Theodor Siebs: Deutsche Bühnensprache. 1898.
- ³ Hierzu: Helmut Henne: Das Problem des meißnischen Deutsch oder „Was ist Hochdeutsch“ im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Mundartforschung 35 (1968), S. 109–129.
- ⁴ Vgl. hierzu: Klaus Peter Wegera (Hrsg.): Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungsthese. Tübingen 1986.
- ⁵ Johann Christoph Gottsched: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. 5. Aufl. Leipzig 1762. – Vgl. dazu: Irmgard Weithase: Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen 1961. Hier: Bd. 1, S. 297 ff.
- ⁶ Johann Christoph Adelung: Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. 2 Bde. Leipzig 1782. – Vgl. dazu: Henne, Meißnisches Deutsch (wie Anm. 3).
- ⁷ Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil. München 1962 (= Goethe. dtv-Gesamtausgabe 23), S. 37 f.
- ⁸ Heilbronn 1898. Neudruck Hildesheim 1970.
- ⁹ Siehe oben, Anm. 5.
- ¹⁰ Erschienen als Nr. 5 von Moritz' „Kleine[n] Schriften, die deutsche Sprache betreffend.“ Berlin 1781.
- ¹¹ Vgl. etwa Artur Gabrielsson: Die Verdrängung der mnd. durch die nhd. Schriftsprache. In: Gerhard Cordes und Dieter Möhn (Hrsg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin 1983. S. 119–153.
- ¹² Vgl. Dieter Möhn: Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: Cordes/Möhn, Handbuch (wie Anm. 11), S. 154–181. Insbes. S. 159 ff.
- ¹³ Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser. Ein psychologischer Roman“ ist in vier Teilen 1785–1790 erschienen. Hier benutzt: die 1979 in Frankfurt am Main (Insel) erschienene Ausgabe. Zu Moritz und Paulmann: Hugo Eybisch: Anton Reiser. Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie. Leipzig 1909. – Vgl. außerdem die Auswahl: Karl Philipp Moritz: Anton Reiser in Braunschweig. Eingeleitet von Rolf Hagen. Braunschweig 1975 (Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung 22).
- ¹⁴ Vgl. Unziemliche hoch- und niederdeutsche Predigten des Jacobus Sackman. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Reimer Hansen. Breese im Bruche 1982 (Breese Blätter 4).
- ¹⁵ Moritz, Anton Reiser, Ausg. 1979 (wie Anm. 12), S. 233 ff.
- ¹⁶ Mechthild Wiswe: Sprache. In: Richard Moderhack (Hrsg.): Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick. 3. Aufl. Braunschweig 1979. S. 245–257. Hier: S. 249.
- ^{16a} Am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelten sich die Verhältnisse immer mehr zur »Triglossie« bzw. zum »Trilingualismus« (Niederdeutsch/Städtisches Hochdeutsch/Standarddeutsch); s. u. Abschnitt 4.
- ¹⁷ Zahlen nach den ausführlichen historischen Tabellen bei: Hans-Joachim Malecki: Das Flüchtlingsproblem in Niedersachsen. In: Neues Archiv für Landes- und Volkskunde in Niedersachsen 1 (1947), S. 45–80.
- ¹⁸ Vgl. dazu: Friedrich Müffelman: Karl Philipp Moritz und die deutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Diss. Greifswald 1930. Insbes. S. 38–47.
- ¹⁹ Über ihn: Jürgen Manthey: Hans Fallada. Reinbek bei Hamburg 1963.
- ²⁰ Hans Fallada: Damals bei uns daheim. Erlebtes, Erfahrenes und Erfundenes. O.O. Hamburg 1955. S. 205.
- ²¹ Ebd., S. 122.
- ²² Werner Flechsig: Volkssprache. In: Der Landkreis Braunschweig. Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesverwaltungsamtes. Kreisbeschreibungen. Bd. 22. Bremen-Horn 1965. S. 341–359. Hier S. 348. – Und: Derselbe: Etwas über die Sprache unserer Döneken. In: Braunschweig-Archiv 6/1976, S. 3–4.
- ²³ Flechsig, Sprache unserer Döneken (wie Anm. 22), nimmt dies nur für das „klare A“ an.
- ²⁴ Zum <sp> und <st> siehe: Hans Verhey: sp-, st-Aussprache in Hannover. In: Neues Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen 2 (1948), S. 539–550.
- ²⁵ Ricarda Huch: Mein Tagebuch. In: Dasselbe: Braunschweig in meiner Kinderzeit. Braunschweig 1953. Nachdruck Braunschweig 1973 (Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung 1), S. 9–20.
- ²⁶ Hieraus entstehen immer wieder hyperkorrekte Schreibungen, z. B. *Ersug ich* statt *ersuche ich*, *dagte* statt *dachte*, *nag* statt *nach* usw. in einem Bittgesuch an den Magistrat von Peine aus dem Jahr 1858, abgedruckt bei: Dieter Cherubim, Georg Objartel, Isa Schikorsky: „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Beobachtungen zu Institutionsbezogenen Texten des 19. Jahrhunderts. In: Wirkendes Wort 2/1987, S. 144–176. Hier: S. 255. – Ähnliche Beispiel aus dem 20. Jahrhundert bei: Dieter Stellmacher: Niedersächsisch. Düsseldorf 1981. S. 62 ff.
- ²⁷ Hermann Niebaum: Westfälisch. Düsseldorf 1977. S. 62 ff.
- ²⁸ Stellmacher, Niedersächsisch (wie Anm. 26), S. 72 ff.
- ²⁹ Die Inschrift ist abgedruckt bei: Hans Adolf Schulz: Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes. Braunschweig 1984. S. 163. – Schulz, der den Text im übrigen buchstabengetreu wiedergibt, korrigiert allerdings stillschweigend (weil nicht sein kann, was nicht sein darf?) die Kasusfehler, auf die es uns hier ankommt.
- ³⁰ Die Form ist deutlich erkennbar eine Übernahme aus dem Nd., wo *ne* die unbetonte Variante zur betonten Form *öne* darstellt.
- ³¹ Ricarda Huch: Braunschweig in meiner Kinderzeit. In: Dasselbe, Braunschweig (wie Anm. 25), S. 25.
- ³² Mir vorliegend im 2. Tausend. Hannover 1920.
- ³³ S. 45 f.
- ³⁴ Wie man sieht, verursacht sogar dem geborenen Hannoveraner Lessing, dem Kenner der Materie, die konsequente Unterscheidung des /æ:/, das er <äö> schreibt, vom /ɛ:/, das er <ä> bzw. <äö> schreibt, Schwierigkeiten. Es hätte statt *empfähölen* natürlich *empfählen* heißen müssen.
- ³⁵ Hans J. Toll: Hannoversches Wörterbuch. Hannover 1980.
- ^{35a} Nach Abschluß des Manuskripts zu diesem Aufsatz ist erschienen: Georg Ludwig: Stadthannoversches Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Dieter Stellmacher. Neumünster 1987. – Anders als die primär unterhaltsam gemeinten Arbeiten von Lessing (Anm. 32) und Toll (Anm. 35) ist dieses Wörterbuch als wissenschaftliche Sammlung konzipiert. Auch Ludewigs Wörterbuch jedoch besteht zu einem beachtlichen Teil aus Wörtern, die in Braunschweig nicht minder geläufig sind als in Hannover.
- ³⁶ Vgl. hierzu etwa die instruktive Darstellung von Hartmut Schmidt und Joachim Schildt (Hrsg.): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Berlin 1986.
- ³⁷ Zur Aufnahme französischen Vokabulars in die Regionalmundarten und Stadtsprachen Ostfalen vgl. Werner Flechsig: Wie Fremdwörter in die ostfälische Volkssprache gelangten und wie sie hier mundgerecht umgewandelt wurden. In: Braunschweigische Heimat 72 (1986), S. 15–20. – Zum entsprechenden Vorgang in Berlin vgl. Schmidt/Schildt, Berlinisch (wie Anm. 36), S. 146 ff. und S. 246 ff.

Heinz Eichhorn

Zum Problem der künftigen Nutzung des Weddeler Grabens im Naturschutzgebiet Braunschweig/Riddagshausen

Frischwasserlieferant oder Abwasserkanal?

Berufene aus allen Teilen der Wissenschaft haben in gründlichen und ernsten Untersuchungen für und wider die Möglichkeit einer kommenden Wassernot gesprochen. Es sei hier nur auf die Namen Ellenberg, Engelhardt und Seifert hingewiesen. Für den Braunschweiger Raum war es besonders Dr. med. Otto Willke (1876–1961), der unermüdliche Vorkämpfer für die Rettung der Riddagshäuser Teichlandschaft, der immer wieder auf den Mangelfaktor Wasser hinwies und für jedwede Planung in wasserwirtschaftlicher Hinsicht sorgfältige Untersuchungen der jeweiligen Standortbedingungen auch der Vegetationsdecke forderte. – Die Natur ist ein unabdingbarer und gar nicht hoch genug einzuschätzender Kraftquell für den Menschen, so daß unbedingt ein auch für die künftige Entwicklung voraussehbarer und verantwortungsvoller Ausgleich zwischen Natur und Technik gefunden werden muß, aber nicht allein auf Kosten der Natur!

Nach Professor Dr. Erhard Fröde, Universität Greifswald; zuvor Technische Hochschule Carolo-Wilhelmina in Braunschweig

*

Durch eine Lokalnotiz in der Tagespresse erfuhr der aufmerksame Zeitungsleser am 1. April 1987 Einzelheiten aus der vierten Sitzung des Bezirksrates von Braunschweig/Volkmarode. In einem kurzen Bericht wurde u. a. mitgeteilt, auch von seiten der Abteilung Stadtentwässerung des Braunschweiger Tiefbauamtes würde nach einer Lösung gesucht, daß das aus den versiegelten Flächen der Ortschaften Weddel, Schapen und Volkmarode kommende Schmutzwasser nicht zu einer übermäßig stark negativen Beeinflussung des Schapenbruches im Naturschutzgebiet Braunschweig/Riddagshausen führen dürfe.

Amtlicher Lösungsvorschlag

Deswegen sei geplant, das Wasser aus dem Bereich Cremlingen/Weddel (Landkreis Wolfenbüttel) künftig über den Weddeler Graben südlich des Schapenbruches in die Wabe und Mittelriede zu leiten. Das Schmutzwasser aus den Bereichen Schapen und Volkmarode/Süd (Stadt Braunschweig) solle dagegen über einen Flachgraben in ein Rückhaltebecken vor dem Reinertsteich geführt, dort gesammelt und durch ein unter den Reinertsteich zu verlegendes Rohr in den erst vor wenigen Jahren entschlammtten Fischergraben abgeleitet werden. – Wie es in der Pressenotiz weiter heißt, könne der Schapenteich aus eigenen Quellen gespeist werden.

Abb. 1 Durchblick auf die Wasserfläche des Schapenbruchteiches. Dieses über fünfzig Jahre alte Foto beweist, daß die Schilfgürtel am Schapenbruche damals weit üppiger und höher im Wuchs ausgebildet waren als heute.





Abb. 2 Blick durch die Eschen am Kloostergang über das alte Amtshaus, den einstigen Wohnsitz des Oberamtmannes Albert Nehr Korn – auf die Zisterzienser Klosterkirche in Riddagshausen. Das Amtshaus

wurde wegen Baufälligkeit schon vor Jahren abgerissen und an seiner Stelle der Neubau des Hauses kirchlicher Dienste errichtet.



Abb. 3 Blick von Südost auf die Riddagshäuser Klosterkirche. In den dreißiger Jahren wurde auch in der

Gemarkung Riddagshausen zwischen Klostersgarten und Grünem Jäger wieder Flachs angebaut.

Es ist gar nicht hoch genug einzuschätzen, daß sich städtische Dienststellen sowie der Bezirksrat Volksmarode intensiv mit einem der schwierigsten Probleme befassen, die in bezug auf die Pflege und die künftige Existenz des Europa-Reservates Riddagshausen in engstem Zusammenhang stehen. – Dennoch könnten die Kürze des Presseberichtes, die mehrfache Erwähnung des verhältnismäßig kleinen, noch im Bereich des Landschaftsschutzgebietes befindlichen Schapenteiches, zwischen der früheren Trasse der Braunschweig-Schöninger Eisenbahn und der Südostschleife der Straße Braunschweig/Schapen, am Gerberkamp gelegen –, aber jeder fehlende Hinweis auf den großen Schapenbruchteich die bange

Befürchtung nähren, daß bei den neuen Plänen offenbar der wichtige Erhalt des Schapenbruchteiches und der Wasserflächen im Westteil des Naturschutzgebietes gar nicht bedacht oder hintangestellt worden sei. Nimmt der Schapenbruchteich mit seinen Randzonen doch eine respektable Gesamtfläche von etwa 63 Hektar ein; seine durchschnittliche Wassertiefe beträgt 1,30 Meter.

Bittere Tatsachen

Der kritische Bürger kennt seit langem die großen Gefahren, die dem Europa-Reservat an Braunschweigs Ostrande drohen durch die zum Teil von weit her eingetragene Luftverschmutzung, den stän-



Abb. 4 In den der Riddagshäuser Teichlandschaft vorgelagerten Waldungen leuchteten auch im vergangenen Frühjahr die besonders prächtigen Blüten-

sterne des Buschwindröschens in einer überraschen-
den Fülle.

dig wachsenden Besucherstrom, die laufend zunehmenden Abgasmengen des Kraftfahrzeugverkehrs und nicht zuletzt durch die Folgen des viel diskutierten Neubaus der A 39 zwischen dem Lehrer Kreuz und dem Schöppenstedter Turm. – Es muß befürchtet werden, daß die Trasse und die Zusatzbauten der geplanten Autobahn nicht nur die Teichlandschaft selbst, sondern auch das Quellgebiet des Weddeler Grabens in den Gemarkungen von Schandelah und Gardessen erheblich beeinträchtigen werden.

Dem Hinweis, hier müsse dann das Wabewasser eine Ersatzfunktion bieten, kann nur mit ernsteren Bedenken gefolgt werden. Wird doch der Wabe schon am Ausgange des Elmwaldes ein Großteil ihres Quellwassers für die wichtige Versorgung vieler Haushaltungen im Landkreis Wolfenbüttel entnommen, so daß auch das Elmflüßchen wegen der Aufnahme mehr oder weniger geklärter Brauch- und Schmutzwässer schon in seinem Oberlauf nunmehr für die Speisung aller Riddagshäuser Teiche leider nur mit erheblichen Vorbehalten angezapft werden dürfte. Die Wasserversorgung des Spitzen und des Lages-Teiches durch einen Nebenarm der Wabe sei nicht unerwähnt.

Einmaliger Störfall?

Während der vorletzten, strengen Winterwochen erlebte der ständige Besucher Riddagshausens eine unangenehme Enttäuschung. Am Wanderwege zwischen dem Wiedigsteich und dem Südzipfel des Schapenbruches überraschte die Wanderer ein zu dieser Jahreszeit dort nie wahrgenommener, penetranter Gestank. Dazu zeigten die Eisflächen rechts und links des Wanderweges in der Nähe des Weddeler Grabens eine stark gelb-bräunliche Färbung, die eindeutig einen hohen Anteil von Gülle oder Jauche anzeigte. Und dies bei verhältnismäßig strengen Kältegraden! Soll sich jenes in heißen Sommerwochen gewiß noch weit unangenehmer präsentierende Übel zu einer Art Norm moderner Abwasserbehandlung unmittelbar am Rande unseres Naturschutzgebietes entwickeln? – Dieser düsteren Konsequenz muß jeder realistisch denkende Zeitgenosse und erst recht jeder Freund Riddagshausens entschieden widersprechen.

Berechtigte Sorgen

Jene knappe Übersicht dürfte selbst den Außenstehenden und Laien erkennen lassen, daß um die Existenz des Natur- und Landschaftsschutzgebietes Braunschweig/Riddagshausen alles Erdenkliche auch für unsere Kinder und die Lebensqualität ihrer künftigen Umwelt getan werden muß, um den ständigen Zufluß reinen, sauerstoffhaltigen Wassers über den Weddeler Graben weiterhin unbedingt zu gewährleisten. Würde dieser durch seine Stickstoff- und Phosphatfracht (Phosphat = Salz der Phosphorsäure) ohnehin schon stark belastete Wasserlauf nun noch zu einem amtlichen Abwasserkanal umfunktioniert, der auch unmittelbar am Schutzgebiet entlanggeführt und nicht einmal in Not- und Dürrezeiten zur Speisung der Teichflächen genutzt werden könnte, so dürfte das Schicksal des in jahrhundertelanger Kulturarbeit geschaffenen und einzigartigen Teichgebietes über kurz oder lang durch unentschuld bare Leichtfertigkeit für immer besiegelt sein. – Liefert der Weddeler Graben doch bis heute nicht weniger als siebzig Prozent des Speisewassers für das Schapenbruch, den Mittel- und den Kreuzteich.

Einzigiger Ausweg

Es sollte hier trotz beträchtlicher Mühen und hoher Kosten einer auch für die Zukunft wichtigen Investierung ein ähnlich greifender Rettungsvorschlag gefunden werden, wie er etwa von den Verantwortlichen bei der Sanierung des ebenfalls erneut äußerst gefährdeten Dümmersees zwischen Diepholz und Osabrück seit längerem erwogen wird.

Auch bei uns müßte – verbessernd, ergänzend zur Arbeit der zentralen Kläranlage in Dibbesdorf für die benachbarten Ortschaften und Ortsteile ostwärts Braunschweig sowie in den am Oberlauf des Weddeler Grabens gelegenen Siedlungen – eine sichere, dauerhafte und praktikable Zusatzlösung zur Wassereinhaltung gefunden werden. Durch eine solche Technik würden sämtliches anfallende Brauch- und Schmutzwasser, die gewerblichen Abwässer, Regenwasserabflüsse, ebenfalls Jauche und Gülle, besonders bei und nach starken Niederschlägen, also in jeder voraussehbaren Situation, sogleich in oder an den Dörfern aufgefangen, gesammelt und umweltschonend abgeleitet.



Abb. 5 Diese Kartenskizze zeigt in ihrem Zentrum den Bereich des rund 63 Hektar oder 252 Morgen großen Schapenbruches mit dem Schapenbruchteich im Naturschutzgebiet und Europa-Reservat Braunschweig/Riddagshausen. Die Gesamtwasserfläche der drei großen Teiche dagegen, des Kreuz-, Mittel-

und Schapenbruchteiches, mißt zusammen etwa nur noch 40 Hektar. – Im unteren Drittel der Karte die von Ost nach West strömenden Fließgewässer des Schapener und des Weddeler Grabens, die für die Speisung der großen Teiche im Westteil des Schutzgebietes unentbehrlich sind.

Auf diese Weise würde der gefährliche Schmutzgar nicht erst in die natürlichen Wasserläufe gelangen, der umstrittene Bau eines zusätzlichen Flachgrabens könnte entfallen und das problematische Konzept der Anlage eines dazu noch geographisch über der durchschnittlichen Spiegelhöhe der Teiche gelegenen Rückhalte- und Klärbeckens im Norden des Schutzgebietes brauchte nicht weiter verfolgt zu werden. –

Schon am 4. Januar 1987 wurde bekannt, daß der Braunschweiger Bundestagsabgeordnete Klaus-Dieter Kühbacher vom Ministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit erfahren habe, im Rahmen des Modellvorhabens „Naturschutz in Ballungsgebieten“ seien für die Verbesserung und die Pflege des Europa-Reservates Riddagshausen, auch für die Hebung der Wasserqualität, Fördermittel in Höhe von 2,8 Millionen DM bereitgestellt. – Sollten beim

Einsatz dieser Gelder von allen Verantwortlichen die Rettung und der Schutz des Weddeler Grabens nicht in jedem Falle mit klarem Vorsprung behandelt werden?

Fachmännisches Urteil

Obwohl durch jüngere Untersuchungen im Bereich des Schapenbruches auch bisher unbekannte Quellwässer nachgewiesen werden konnten, sollten alle Amtsstellen permanent um die sorgsame Pflege der Lebensader des Riddagshäuser Teichgebietes um das aus den Gemarkungen Gardessen/Schanderup über den Weddeler Graben herangeführte Quellwasser mit besonderer Aufmerksamkeit und Intensität bemüht sein.

Auf diese unverzichtbare Tatsache haben Wissenschaftler, Kenner und Freunde des NSG seit langem

immer wieder eindringlich hingewiesen. Zu diesen Persönlichkeiten zählt zweifellos ein Mann, dessen Vorfahren bereits durch drei Generationen das Klostergut Riddagshausen bewirtschaften durften – jener unvergessene Oberamtmann und letzte Domänenpächter, Albert Nehr Korn (1870–1964).

Noch als 84-jähriger schrieb der weithin geachtete Verwalter und Naturfreund die am 22. September 1953 auch in der Braunschweiger Zeitung veröffentlichte Stellungnahme, wobei ihm gleichfalls die richtige Lösung brennender Probleme um die Wasserversorgung des Natur- und Landschaftsschutzgebietes sehr am Herzen lag.

Jeder Riddagshausen-Freund weiß heute, daß das Dorf Schapen als selbständiges Gemeinwesen und die Stiftung Jägerhof als einstige Eigentümerin der Gemarkung Riddagshausen inzwischen nicht mehr existieren. Auch Trümmermaterial aus der Stadt Braunschweig würde in unseren Tagen nicht mehr zum Verbauen von Schwachstellen im Europa-Reservat verwendet. Gleichwohl sollten die bereits vor 35 Jahren nach einem erfüllten Leben gesammelten Erfahrungen Albert Nehrorns auch uns Jüngeren als Entscheidungshilfe und Richtschnur besonders vor Beschlüssen und Maßnahmen dienen, die über Generationen hinweg wirken und damit für die Zukunft Riddagshausens und seiner Teichlandschaft von geradezu elementarer Bedeutung bleiben werden.

Höhe der Bretterwand zeigt das Stauziel. Erst 1856 wurde das östlich des Schapenbruchteiches gelegene Sumpfgelände an die Gemeinde Schapen überlassen und die Grenze durch Ziehung eines Grabens gekennzeichnet. Erst dadurch führte der Schapener Graben Wasser, das unterhalb des Stauwehrs unter dem Zuflußgraben zu den Teichen in einem Durchlaß in den Weddeler Graben fließt.

Warum dieser Durchlaß im vorigen Jahr (1952) aufgerissen und durch Zementröhren ersetzt wurde, ist völlig unklar. Damit das Wasser in den Teichen nicht zu hoch gestaut werden durfte, wurde im Schapenbruchteich die nicht zu überschreitende Wassermenge durch eine Freirinne gesichert. Wenn die Freirinne abgedichtet wird, so wird das zu hoch stehende Wasser bald die am Südrand des Schapenbruchteiches stehenden Baumbestände zum Absterben bringen.

Jetzt wäre zur Befestigung genügend Material aus den Trümmern der Stadt vorhanden. Allerdings eine hohe Ausgabe, die der Stiftung kaum zugemutet werden kann. Die Stadt sollte daher die Teiche übernehmen und auch die Promenadenwege unterhalten.“

Wertvolles Schriftstück

Das als beweiskräftige Unterlage von Albert Nehr Korn schon vor knapp 35 Jahren veröffentlichte Schreiben, ein historisches Dokument von besonderem Wert, hat folgenden Wortlaut:

„Mit Befremden las ich in einer Bekanntmachung, daß die Stiftung Jägerhof (um) die Verleihung eines Wasserrechts bei der Wasseraufsichtsbehörde der Stadt nachsucht. Es handelt sich um das Stauwerk im Weddeler Graben. Dieses Recht des Stauens des Weddeler Grabens für den Zufluß in den Schapenbruch- und Kreuzteich ist schon seit Jahrhunderten in Kraft.

Das vor 100 Jahren errichtete Stauwerk entspricht den Bedürfnissen, wenn es recht gehandhabt wird. Zwei schwere Holztore sperren das Wasser, und die

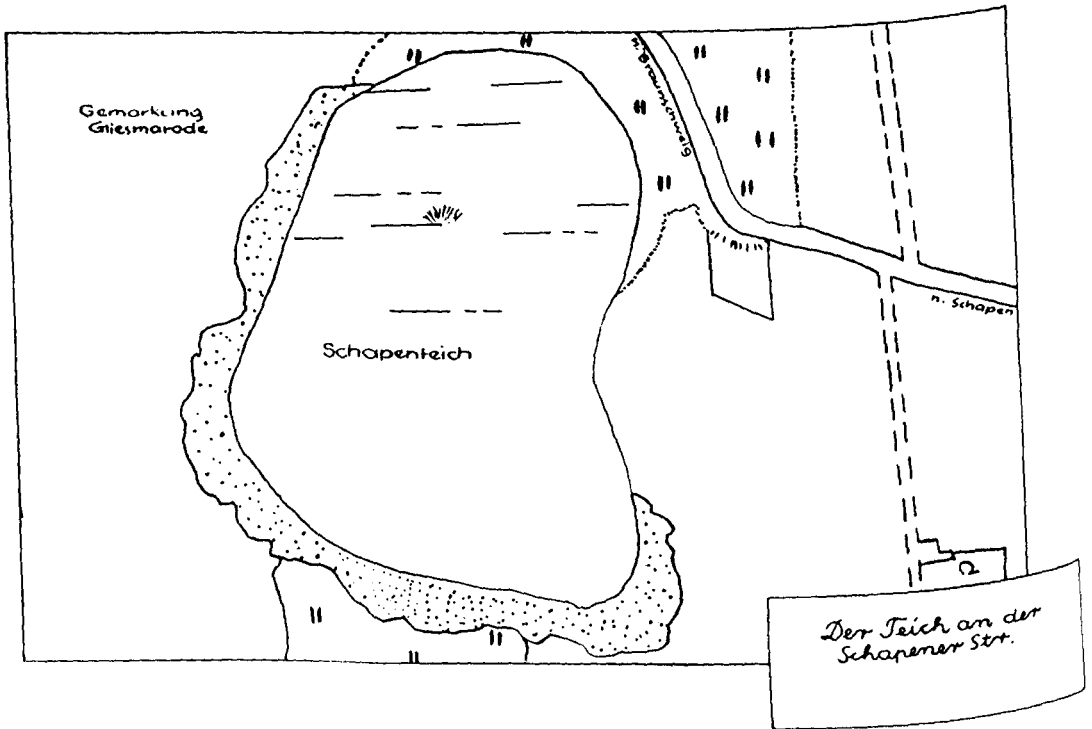


Abb. 6 Der Schapenteich liegt südlich der Landstraße Braunschweig-Schapen, allerdings noch im Bereich des Landschaftsschutzgebietes. – Dennoch

erfüllt auch diese kleinere Wasserfläche eine wichtige ökologische Funktion innerhalb der Riddagshäuser Teichlandschaft.

Literatur:

- Braunschweigische Heimat, 42. Jahrg., Heft 2/1956 und 59. Jahrg., Heft 2/Juni 1973.
- Braunschweiger Zeitung, 8. Jahrg., Ausg. 22. Sept. 1953 und 42. Jahrg., Nr. 94 vom 1. April 1987.
- Ellenberg, H.: Naturgemäße Anbauplanung, Melioration und Landespflege. Stuttgart 1954.
- Engelhardt, W.: Naturschutz. Seine wichtigsten Grundlagen und Forderungen. München 1954.
- Langer, H., v. Haaren, C., Hoppenstedt, A. u.a.: Landschaftsplanung Naturschutzgebiet Riddagshausen. – Hannover 1980.
- Mollenhauer, Heinz: Jahrbuch 1951 der Naturwarte Braunschweig/Riddagshausen.
- Seifert, A.: Die Versteppung Deutschlands. Deutsche Technik. Leipzig-Berlin 1936/37. – Die Heckenlandschaft. Potsdam 1944.
- Wolfenbütteler Zeitung, 197. Jahrg., Nr. 94 vom 23. Apr. 1983; 198. Jahrg., Nr. 276 vom 24. Nov. 1984; 199. Jahrg., Nr. 22 vom 26. Feb. 1985; 201. Jahrg., Nr. 101 vom 2. Mai und Nr. 105 vom 7. Mai 1987.

Erwin Rudolf Scherner

Die Artenlisten von F. H. A. Lachmann (1841) – Dokumente zur Frühgeschichte der Ornithologie in Braunschweig

Nur an wenigen Orten Niedersachsens besitzt die Ornithologie eine so lange Tradition wie in Braunschweig. Die dortige Avifauna war schon im 19. Jahrhundert recht vollständig bekannt, wie mehrere ausführliche Artenlisten jener Zeit dokumentieren. Als frühestes Verzeichnis gelten meist die 1863 gedruckten »Beobachtungen über die Brut- und Zugverhältnisse der Vögel bei Braunschweig« (R. Blasius). Offenbar in Vergessenheit geraten sind dagegen zwei auf »Dr. Lachmann I« zurückgehende Kapitel einer 1841 erschienenen Stadtbeschreibung:

- »Wissenschaftliche Sammlungen«;
- »Naturhistorisches und Medicinisches über Stadt und Umgebung«.

Autor ist der zuweilen als »Lachmann sen.«¹ bezeichnete Dr. Franz Heinrich August Lachmann (* 1797, † 1872), ebenso wie später R. Blasius ein Praktischer Arzt in Braunschweig (Brandes briefl.). Ihm oblagen 1827–1834 die naturwissenschaftlichen Vorlesungen am dortigen Collegium Carolinum, der späteren Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina (Wiswe 1978). Er war demnach auch ein Vorgänger von J. H. Blasius und W. Blasius (s. Gebhardt 1964).

Braunschweig verdankt seinen Rang als ein Zentrum der Vogelkunde in Deutschland dem 1836 an das Collegium Carolinum berufenen J. H. Blasius und dessen beiden Söhnen. Sie eröffneten und festigten eine »Tradition von gutem Klang«, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann (Ringleben 1980). Hinweise auf die noch wenig bekannte Situation der Ornithologie unmittelbar vor dieser Epoche bergen die von F. H. A. Lachmann 1841 veröffentlichten Angaben über die Fauna und das Herzogliche Museum seiner Heimatstadt, obwohl es sich dabei weitgehend um die Aneinanderreihung internationaler Artnamen handelt.

Die originalgetreue, ohne Kennzeichnung oder gar Korrektur offensichtlicher Druckfehler vorgenommene Wiedergabe kurzer Abschnitte aus den Berichten von 1841 ist zugleich der Versuch einer Übertragung damals gebräuchlicher Vogelnamen in die derzeitige deutsche und internationale Nomenklatur. Die historische Bewertung dieser Dokumente wurde gefördert durch Dr. R. Berndt (Cremlingen), Dr. D. Brandes, Prof. Dr. O. von Frisch (beide Braunschweig) und H. Ringleben (Bremen), deren Auskünfte mich zu großem Dank verpflichten.

Die Vogelsammlung des Herzoglichen Museums

Über das Herzogliche Museum, aus dem 1857 das Herzogliche (heute Staatl.) Naturhistorische Museum zu Braunschweig hervorging (Boettger 1954), bemerkte F. H. A. Lachmann (1841a: 61): »Einige Säugetiere und circa 3–400 Vögel, unter denen viele einheimische, aber auch manche seltene ausländische Thiere sich befinden, enthält die naturhistorische Sammlung des Herzoglichen Museums, von welchen die Mehrzahl durch den dem Auslande rühmlichst bekannten Inspector des Museums Herrn Eimbeck in seiner schönen Manier präparirt sind; wir zeichnen als seltener aus«:

- Vultur gryphus*; Kondor (*Vultur gryphus*)
- *papa*; Königsgeier (*Sarcoramphus papa*)
- *fulvus*; Gänsegeier (*Gyps fulvus*)
- Gypaetus barbatus*; Bartgeier (*Gypaetus barbatus*)
- Falco albicilla*; Seeadler (*Haliaeetus albicilla*)
- *leucocephala*; Weißkopfseeadler (*Haliaeetus leucocephalus*)
- *fulvus*; Steinadler (*Aquila chrysaetos*)
- *naevius*; Schreiadler (*Aquila pomarina*)
- *haliaetus*; Fischadler (*Pandion haliaetus*)
- *candicans*; Gerfalke (*Falco rusticolus*)
- *ruficeps*; wahrscheinlich Turmfalke (*Falco tinnunculus*)
- *cineraceus*; Wiesenweihe (*Circus pygargus*)
- *lanarius*; Saker (*Falco cherrug*)
- Stryx nyctea*; Schnee-Eule (*Nyctea scandiaca*)
- *scops*; Zwergohreule (*Otus scops*)
- Rhacumphastus Toco*; Riesentukan (*Rhynchophastus toco*)
- Musophaga persa*; Guinea-Turako (*Tauraco persa*)
- Buceros Rhinoceros*; Rhinocerosvogel (*Buceros rhinoceros*)
- Paradisaea apoda*; Göttervogel (*Paradisaea apoda*)
- *regia*; Königspardiesvogel (*Cicinnurus regius*)
- Trochili; Kolibris (Trochilidae)

Phoenicopterus ruber; Flamingo (*Phoenicopterus ruber*)

Ibis rubra; Scharlachsichler (*Eudocimus ruber*)

Ardea Garzetta; Seidenreiher (*Egretta garzetta*)

Plotus anHINGA; Anhinga (*Anhinga anhinga*)

Anas mollissima; Eiderente (*Somateria mollissima*)

– *casarca*; Rostgans (*Tadorna ferruginea*)

– *histrionica*; Kragenente (*Histrionicus histrionicus*)

– *nigra*; Trauerente (*Melanitta nigra*)

– *fusca*; Samtente (*Melanitta fusca*)

– *rufina*; Kolbenente (*Netta rufina*)

Pelecanus Carbo, (von hier); Kormoran (*Phalacrocorax carbo*)

Podiceps auritus; Ohrentaucher (*Podiceps auritus*)

– *subcristatus*; Rothalstaucher (*Podiceps grisegena*)

Aptenodytes chrysocoma; Felsenpinguin (*Eudyptes cristatus*)

Alca impennis; Riesenalk (*Pinguinus impennis*)

Lamprotornis nitens; Rotschulterglanzstar (*Lamprotornis nitens*)

Zur Avifauna von Braunschweig und Umgebung

»Von den selteneren hier vorgekommenen« Vögeln führte F. H. A. Lachmann (1841b: 126) folgende auf:

Falco albicilla; Seeadler (*Haliaeetus albicilla*)

– *naevius*; Schreiadler (*Aquila pomarina*)

– *islandicus*; Gerfalke (*Falco rusticolus*)

– *apivorus*; Wespenbussard (*Pernis apivorus*)

– *aesalon*; Merlin (*Falco columbarius*)

– *cinereaceus*; Wiesenweihe (*Circus pygargus*)

Strix Bubo; Uhu (*Bubo bubo*)

– *nyctea*; Schnee-Eule (*Nyctea scandiaca*)

– *dasyptus*; Rauhfußkauz (*Aegolius funereus*)

Caryocatactes nucifraga Cuv.; Tannenhäher (*Nucifraga caryocatactes*)

Corvus frugilegus, (nistet in der Umgegend nie, so wenig wie *C. cornix*); Saatkrähe (*Corvus frugilegus*)

– *Cornix*; Nebelkrähe (*Corvus corone cornix*)

Lanius meridionalis; Raubwürger (*Lanius excubitor*)

Cinclus aquaticus; Wasseramsel (*Cinclus cinclus*)

Parus biarnicus; Bartmeise (*Parus biarnicus*)

Turdus torquatus; Ringdrossel (*Turdus torquatus*)

Loxia enucleator; Hakengimpel (*Pinicola enucleator*)

Emberiza miliaria; Grauammer (*Emberiza calandra*)

– *hortulana*; Ortolan (*Emberiza hortulana*)

Tetrao Tetrix; Birkhuhn (*Tetrao tetrix*)

Otis tarda; Großtrappe (*Otis tarda*)

– *Tetrax*; Zwergtrappe (*Tetrax tetrax*)

Grus cinerea; Kranich (*Grus grus*)

Ardea purpurea; Purpurreiher (*Ardea purpurea*)

– *minuta*; Zwergdommel (*Ixobrychus minutus*)

Ibis falcinellus; Sichler (*Plegadis falcinellus*)

Ciconia nigra; Schwarzstorch (*Ciconia nigra*)

Tringa pugnax; Kampfläufer (*Philomachus pugnax*)

Charadrius albifrons; Seeregenpfeifer (*Charadrius alexandrinus*)

– *hiaticula*; Sandregenpfeifer (*Charadrius hiaticula*)

Totanus fuscus; Dunkelwasserläufer (*Tringa erythropus*)

– *glottis*; Grünschenkel (*Tringa nebularia*)

Limosa melanura; Uferschnepfe (*Limosa limosa*)

Phalaropus rufus; Thorshühnchen (*Phalaropus fulicarius*)

Anas acuta; Spießente (*Anas acuta*)

– *fusca*; Samtente (*Melanitta fusca*)

– *clypeata*; Löffelente (*Anas clypeata*)

– *leucophthalmus*; Moorente (*Aythya nyroca*)

– *Penelope*; Pfeifente (*Anas penelope*)

– *marilla*; Bergente (*Aythya marila*)

Cygnus musicus; Singschwan (*Cygnus cygnus*)

Larus fuscus; Heringsmöwe (*Larus fuscus*)

– *ridibundus*; Lachmöwe (*Larus ridibundus*)

– *tridactylus*; Dreizehenmöwe (*Rissa tridactyla*)

Sterna fassipes; unklar, Trauer- (*Chlidonias niger*)

oder Weißflügelseeschwalbe (*Chl. leucopterus*)

– *leucoptera*; Weißflügelseeschwalbe (*Chlidonias leucopterus*)

– *nigra*; Trauerseeschwalbe (*Chlidonias niger*)

Haliaeetus carbo, (mitten im Lechlumerholz geschossen); Kormoran (*Phalacrocorax carbo*)

Colymbus articus; Prachtaucher (*Gavia arctica*)

Mergus merganser; Gänsesäger (*Mergus merganser*)

– *albellus*; Zwergsäger (*Mergus albellus*)

Diskussion

Der Mangel an Erläuterungen begrenzt die ornithologische Bedeutung der Mitteilungen von F. H. A. Lachmann. Immerhin zwei Zusätze gelten einem im Lechlumer Holz erlegten Kormoran, den später auch R. Blasius erwähnte (1896): »Im Museum ein im Februar 1826 bei Antoinettenruh vor Wolfenbüttel er-

beutetes Exemplar« (1887: »von einem Hirten erschlagenes Exemplar«). Ein anderer, ebenfalls glaubwürdiger Hinweis betrifft den Status von Saat- und Nebelkrähe (R. Blasius 1863: »Im Sommer sind die Saatkrähen bei Braunschweig gar nicht zu sehen«, und *Corvus corone cornix* »brütet bei uns in der Regel nicht«). Die ausführlichste Randbemerkung aber ist der naturhistorischen Sammlung des Herzoglichen Museums gewidmet.

Während etwa die private Kollektion des Ornithologen J. F. Naumann 1819 bereits 631 Präparate enthielt (Thomsen & Stresemann 1957), verfügte das Herzogliche Museum 1841 lediglich über »circa 3–400 Vögel« (Arten?), die unvollständig katalogisiert waren, wie aus der von F. H. A. Lachmann gewählten Formulierung hervorgeht². Die »naturhistorische Sammlung« ist damals wohl kaum mehr als ein Naturalienkabinett gewesen³.

Die Ordnung der Passeriformes umfaßt zwar die meisten Vogelarten, ist aber im Verzeichnis von 1841 nur durch Götter- (Großer Paradies-) und Königspardiesvogel sowie Rotschulterglanzstar vertreten. Als »seltner« galten demnach hauptsächlich Spezies, die wegen ihrer Körpergröße, Gestalt oder Färbung attraktive und entsprechend teure Sammelobjekte waren, z. B. Felsenpinguin, Anhinga (Amerikanischer Schlangenhalsvogel), Scharlachsichler (Rotibis), Seidenreiher, Kolbenente, Königsgeier, Zwergohreule, Rhinozerosvogel, Kolibris und Riesentukan. Wohl nur bei dem schon 1844 ausgerotteten Riesenalk aber handelt es sich um eine wirkliche Rarität. Verwunderung hingegen dürfte nicht nur die Erwähnung des Fischadlers erwecken, sondern auch das Fehlen einer anderen Kostbarkeit des Herzoglichen Museums, nämlich eines 1825 in Braunschweig bei Eisenbüttel erlegten, von Eimbeck (1829 a, b) zum »Entensäger« deklarierten Bastardes zwischen Schellente (*Bucephala clangula*) und Zwergsäger.

Im Verzeichnis »seltner« Objekte dominieren paläarktische, d. h. Europa oder benachbarten Teilen Nordafrikas und Asiens entstammende Arten. Daneben stehen erstaunlich viele Präparate amerikanischer Herkunft (Nearktis und Neotropis), darunter Weißkopfschneepfau und Kondor. Nur mit wenigen Spezies, nämlich Rotschulterglanzstar (Äthiopische Region), Rhinozerosvogel (Orientalis) und zwei Pardiesvögeln (Australische Region), sind die übrigen

zoogeographischen Regionen des Festlandes vertreten. Besonders auffällig ist das Fehlen endemischer Formen Australiens, Neuseelands und Polynesiens in der 1841 – mehr als ein halbes Jahrhundert nach den Expeditionen des britischen Seemanns Cook – vorgelegten Liste.

Dem Raritätenverzeichnis vorangestellt ist ein Hinweis auf den Konservator Eimbeck, der damals, ungefähr seit 1820, die naturhistorische Sammlung betreute (s. Boettger 1954). Die »Mehrzahl« der vorhandenen »circa 3–400 Vögel« war daher wohl zwischen 1820 und 1840 in das Herzogliche Museum gelangt. Beispiel für wesentlich ältere Objekte ist ein von F. H. A. Lachmann nicht erwähntes Exemplar des Färöer-Kolkraben (*Corvus corax varius*), das sich bis 1755 in einem französischen Naturalienkabinett befunden hatte (Boettger 1954).

Die naturkundlichen Objekte des Herzoglichen Museums wurden 1857 ebenso wie die ornithologisch bereits sehr bedeutende Lehrsammlung des Collegium Carolinum in das neugegründete Herzogliche Naturhistorische Museum überführt (W. Blasius 1879). Zur Erstausrüstung dieses Institutes gehörten demnach auch Teile der 1841 »circa 3–400 Vögel« umfassenden Kollektion, darunter Kormoran (s. S. 42), »Entensäger« (s. W. Blasius 1879), Riesenalk (s. W. Blasius 1883) und Färöer-Kolkrabe (s. Boettger 1954).

Der »von kleinauf« an den Naturwissenschaften interessierte F. H. A. Lachmann war Arzt und Botaniker (Wiswe 1978), aber wohl kein Ornithologe; sein Name fehlt daher in den Übersichten von W. Blasius (1891) und Ringleben (1980). Möglicherweise also geht die Auswahl »seltner« Objekte auf einen Sachkundigeren, den bereits erwähnten Konservator Eimbeck, zurück⁴. In diesem Fall wäre auch die Annahme berechtigt, daß im Verzeichnis avifaunistischer Besonderheiten vorwiegend frühere Einlieferungen erlegter Vögel in das Herzogliche Museum erfaßt sind.

Einige der für Braunschweig und Umgebung genannten Seltenheiten sind anhand späterer Publikationen von R. Blasius (1863, 1887, 1896) unschwer als erlegte Vögel zu identifizieren, nämlich

- Kormoran (s. S. 42),
- Sichler⁵ (bei Hedwigsburg, Kr. Wolfenbüttel [1863]),
- Zwergtrappe⁶ (bei Sickinge, Kr. Wolfenbüttel

- [1863]],
- Kampfläufer (15. 5. 1832 bei Jerxheim, Kr. Helmstedt [1887]),
 - Heringsmöwe (30. 10. 1831 bei Braunschweig-Riddagshausen [1887]) und wahrscheinlich auch
 - Purpurreiher (»Vor langen Jahren« bei Uehrde, Kr. Wolfenbüttel [1896]),
 - Spießente (14. 1. 1810 am Steinhof in Braunschweig [1887]),
 - Gänsesäger (21. 1. 1810 am Münzberg in Braunschweig [1887]),
 - Großtrappe (29. 12. 1808 bei Lehdorf und 13. 3. 1814 vor dem Hohetor in Braunschweig [1887]),
 - Dunkelwasserläufer (Nov. 1826 bei Riddagshausen [1887]) sowie
 - Tannenhäher⁷ (14. 10. 1807 Buchhorst und 16. 9. 1821 bei Veltenhof in Braunschweig [1887]).

Die Erwähnung des Hakengimpels steht wohl im Zusammenhang mit fünf Tieren, die Anfang November 1767 an drei Plätzen um Helmstedt »theils in denen um diese Zeit aufgestellten Schlingen, oder so genannten Dohnen gefangen, theils auch geschossen worden« waren (du Roi 1767). Zwei Arten schließlich finden ihre Bestätigung durch J. F. Naumann, der 1822 auf eine im »Braunschweigischen« getötete Schnee-Eule verwies und 1824 angab, »aus der Gegend von Braunschweig« ein Exemplar der Bartmeise erhalten zu haben.

Die wenigen nachträglich überprüfbaren Einzelheiten bieten insgesamt keinen Anlaß, die Glaubwürdigkeit der 1841 veröffentlichten und 1891 in die faunistische Bibliographie von W. Blasius (Nr. 228) aufgenommenen Artenliste zu bezweifeln. Sehr wahrscheinlich also

- sind zwei bisher unterschiedene Funde des Sichlers identisch⁵) und
- ist die von Hummel & Ringleben (1985) erwähnte Zwergtrappe »vor 1862« wie wohl auch der Purpurreiher, den Paszkowski (1975) in die »1870er oder 1880er« Jahre datierte, spätestens 1841 erlegt worden⁸.

Einen weiteren interessanten Aspekt bietet das Verzeichnis mit Seeregenpfeifer, Thorshühnchen, Raufußkauz und Bartmeise. Diese Spezies nämlich fehlen in den großen Beschreibungen der Vogelwelt des Herzogtums Braunschweig (R. Blasius 1863, 1887, 1896, 1897).

Der 1842 geborene R. Blasius hat scheinbar weder den Bericht von 1841 gekannt noch dessen mutmaßlichen Urheber Eimbeck, der seine Tätigkeit als Konservator 1855 wegen einer schweren Erkrankung aufgeben mußte, jemals persönlich konsultiert⁹. Wohl deshalb fehlen in der 1863 veröffentlichten Abhandlung manche bereits vor 1841 nachgewiesene Arten, darunter Samtente, Gerfalke, Sandregenpfeifer und Schnee-Eule. (Für die Eiderente ist lediglich ein 1858 »bei Hannover« getöteter Vogel genannt.) Beachtung verdient schließlich auch die knappe Formulierung über den Kormoran: »Im Herbste wiederholt hier geschossen.« Diese Aussage wurde 1896 erweitert: »Sehr seltener Gast im Herbst und Winter. – Im Museum ein im Februar 1826 bei Antoinettenruh vor Wolfenbüttel erbeutetes Exemplar ...« (Dagegen 1897: »Der Pelikan, *Pelecanus onocrotalus*, ist einmal auf den Teichen bei Richmond geschossen, ähnlich der Kormoran, *Carbo cormoranus*, einmal bei Wolfenbüttel.«)

Das schon 1841 erwähnte Kormoran-Präparat begründet die Annahme, daß die ornithologische Sammlung des Herzoglichen Naturhistorischen Museums zumindest in den 1863 veröffentlichten »Beobachtungen über die Brut- und Zugverhältnisse« nicht komplett berücksichtigt ist. Die unvollständige Erfassung auch allgemein zugänglicher Quellen wird deutlich am Beispiel der seinerzeit bereits weltweit anerkannten »Naturgeschichte der Vögel Deutschlands« von J. F. Naumann. Die darin enthaltenen Hinweise auf Schnee-Eule und Bartmeise (s. S. 42) hat R. Blasius weder 1863 noch 1887, 1896 oder 1897 angeführt.

Anmerkungen:

- ¹ »Lachmann jun.« ist der durch seine »Flora Brunsvicensis« (1827–1831) bekanntgewordene Bruder H. W. L. Lachmann (* 1801, † 1861).
- ² Eine Bestätigung dieser Annahme liefern Bemerkungen von W. Blasius (1883) über die Herkunft des bereits 1841 vorhandenen Riesenalk-Präparates: »Fest steht, dass das Individuum in einem bis zum Jahre 1800 mit Nachträgen versehenen Verzeichnisse des Museums von 1778 noch nicht verzeichnet steht und dass es in dem »Inventarium der Naturhistorischen Gegenstände, welche in der Zoologischen Abtheilung des Herzoglichen Museums zu Braunschweig im Monate Mai 1842 befindlich waren«, unter der Nummer 725 (der Vögel), welche das Exemplar noch immer trägt, einfach als »*Alca impennis*« zuerst erwähnt wird.«
- ³ Die schon 1754 eröffnete Institution hieß anfangs »Herzogliches Naturalien-Cabinet«, später, ungefähr ab 1768, »Herzogliches Kunst- und Naturalien-Cabinet«. Erst nach 1780 bürgerte sich der dann auch in amtlichen Verfügungen gebrauchte Name »Herzogliches Museum« ein (Boettger 1954).
- ⁴ Weniger wahrscheinlich ist eine Urhebererschaft des ehemaligen Pädagogen Eigner, der 1823–1827 und 1830–1866 Direktor des Herzoglichen Museums, aber nie als Ornithologe hervorgetreten war (vgl. Boettger 1954).
- ⁵ Diesem Nachweis »vor 1862 bei Hedwigsburg« hat Ringleben (1979), wie schon Borchert (1927) und Brinkmann (1933), eine weitere, erstmals wohl 1836 von J. F. Naumann veröffentlichte Erlegung »1824 bei Braunschweig« gegenübergestellt. Sehr wahrscheinlich betreffen die Angaben jedoch dasselbe Tier.
- ⁶ Vielleicht von 1823 stammend; damals wurde auch im westlichen Mitteleuropa eine größere Zwergtrappe-Invasion bemerkt (J. F. Naumann 1834).
- ⁷ Spießente, Gänseäger, Großtrappen und Tannenhäher erlegte der Holzverwalter Busch, dem auch der von Eimbeck beschriebene »Entensäger« (s. S. 43) zum Opfer fiel (R. Blasius 1887, 1896).
- ⁸ Das gilt vielleicht auch für einen von R. Blasius (1863) erwähnten, bei Bad Harzburg (Kr. Goslar) getöteten Seidenreiher (»vor 1862«; Scherner 1979). Dieser ist möglicherweise identisch mit einem 1841 zu den Raritäten des Herzoglichen Museums gezählten Präparat (s. S. 42) und aus geographischen Gründen nicht im Verzeichnis faunistischer Besonderheiten berücksichtigt.
- ⁹ Unter den vielen von R. Blasius (1896) benannten Gewährsleuten fehlt Eimbeck ebenso wie F. H. A. Lachmann. (»Für den Anfang des Jahrhunderts diente als Beobachtungsquelle ein Schiessbuch des Holzverwalters Busch von 1807–1848, in dem alle im genannten Zeitraume erlegten Vögel nach Fundort und Tag genau verzeichnet sind.«)

Schrifttum

- Blasius, R. [1863]: Beobachtungen über die Brut- und Zugverhältnisse der Vögel bei Braunschweig. Ber. XIV. Vers. Dtsch. Ornithol.-Ges., Halberstadt Braunschweig, 1862: 37–75 [Beilage zu: J. Ornithol. 11, 1863].
- Blasius, R. 1887: Die Vogelwelt der Stadt Braunschweig und ihrer nächsten Umgebung. 5. Jber. Ver. Naturwiss. Braunschweig 1886/1887: 59–116.
- Blasius, R. 1896: Die Vögel des Herzogthums Braunschweig und der angrenzenden Gebiete. Ornith. 8: 621–688.
- Blasius, R. 1897: Vögel. In: R. Blasius: Braunschweig im Jahre MDCCCXCVII. Braunschweig (Meyer): 89–97 (Festschr. Theilnehmern LXIX Vers. Dtsch. Naturforsch. Aerzte Stadt Braunschweig).
- Blasius, W. 1879: Die Aufstellung des Herzogl. naturhistorischen Museums zu Braunschweig. Braunschweig (Waisenhaus), 30 pp.
- Blasius, W. 1883: Ueber die letzten Vorkommnisse des Riesen-Alks (*Alca impennis*) und die in Braunschweig und an anderen Orten befindlichen Exemplare dieser Art. 3. Jber. Ver. Naturwiss. Braunschweig 1881/82 1882/83: 89–115.
- Blasius, W. 1891: Die Faunistische Litteratur Braunschweigs und der Nachbargebiete (mit Einschluss des ganzen Harzes). 6. Jber. Ver. Naturwiss. Braunschweig 1887/88 1888/89: 293–527.
- Boettger, C. R. 1954: Entstehung und Werdegang des Staatl. Naturhistorischen Museums zu Braunschweig. Braunschweig (Appelhaus), 28 pp.
- Borchert, W. 1927: Die Vogelwelt des Harzes, seines nordöstlichen Vorlandes und der Altmark. Abh. Ber. Mus. Natur- Heimatk. Naturwiss. Ver. Magdeburg 4: 317–652.
- Brinkmann, M. [1933]: Die Vogelwelt Nordwestdeutschlands. Hildesheim (Borgmeyer), 232 pp.
- Eimbeck, [A. F.] 1829 a: Vogel. Isis 22: 400–401.
- Eimbeck, [A. F.] 1829 b: Beschreibung eines bisher nicht bekannten sehr auffallend gebildeten Deutschen Wasservogels nebst einer verhältnissmässigen Abbildung in halber Lebensgrösse. Braunschweig (Selbstverl.), 6 pp.
- Gebhardt, L. 1964: Die Ornithologen Mitteleuropas. Giesen (Brühlscher Verl.), 404 pp.
- Hummel, D., & H. Ringleben 1985: Zwergtrappe. In: F. Knolle & H. Heckenroth: Die Vögel Niedersachsens und des Landes Bremen. 4. Lfg. Hannover (Landesverwaltungsamt): 83–84 (Naturschutz Landschaftspflege Niedersachsens, Sonderr. B. 2.4).
- Lachmann, [F. H. A.] 1841 a: Wissenschaftliche Sammlungen. In: H. Schröder & W. Assmann: Die Stadt Braunschweig. Braunschweig (Vieweg): 52–68.
- Lachmann, [F. H. A.] 1841 b: Naturhistorisches und Medicinisches über Stadt und Umgegend. In: H. Schröder &

- W. Assmann: Die Stadt Braunschweig. Braunschweig (Vieweg): 119–138.
- Lachmann, H. W. L. 1827–1831: Flora Brunsvicensis, oder Aufzählung und Beschreibung der in der Umgegend von Braunschweig wildwachsenden Pflanzen. 3 Bde. Braunschweig (Meyer), 324, 496 und 352 pp.
- Naumann, J. F. 1822, 1824, 1834 und 1836: Johann Andreas Naumann's, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen. Bde. 1, 4, 7 und 8. Leipzig (Fleischer), 515, 508, 554 und 560 pp.
- Paszkowski, W. 1975: Die Vogelwelt des Braunschweiger Hügellandes und des Drömlings. Braunschweig (Selbstverl.), 156 pp.
- Ringleben, H. [1979]: *Plegadis falcinellus*. In: F. Goethe, H. Heckenroth & H. Schumann: Die Vögel Niedersachsens und des Landes Bremen. 1. Lfg. Hannover (Landesverwaltungsamt): 91 (Naturschutz Landschaftspflege Niedersachsen, Sonderr. B, 2.1, 1978).
- Ringleben, H. 1980: Kurzer Rückblick auf frühere braunschweigische Ornithologen. Vogelk. Ber. Niedersachsen 12, Sonderh.: 33–36.
- Roi, J. P. du 1767: Anzeige von einem besonders schönen fremden Vogel, der in diesem Herbst bemerkt worden ist. Gelehrte Beytr. Braunschweigischen Anz. 7: 1001–1006.
- Scherner, E. R. [1979]: *Egretta garzetta*. In: F. Goethe, H. Heckenroth & H. Schumann: Die Vögel Niedersachsens und des Landes Bremen. 1. Lfg. Hannover (Landesverwaltungsamt): 68–69 (Naturschutz Landschaftspflege Niedersachsen, Sonderr. B, 2.1, 1978).
- Thomsen, P., & E. Stresemann 1957: Johann Friedrich Naumann der Altmeister der deutschen Vogelkunde. Leipzig (Barth), 212 pp. (Lebensdarstellungen dtsh. Naturforsch. 6).
- Wiswe, M. [1978]: Heinrich Lachmann – Arzt, Pädagoge, Naturwissenschaftler, Freimaurer. Braunschweiger Kal. 1979: 50–51.

Mathias Haenchen

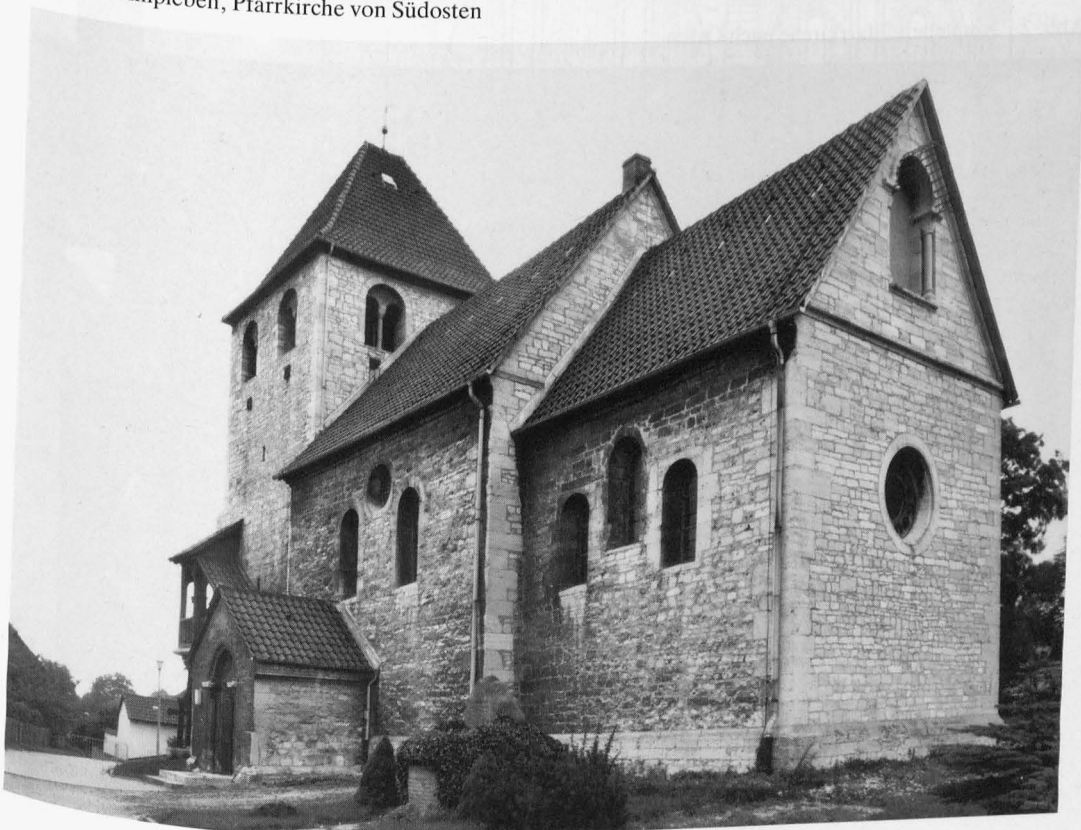
Zur Baugeschichte der Kirche von Ampleben

Auf den südlichen Ausläufern des Elms liegt die Ortschaft Ampleben, deren Pfarrkirche¹⁾ Gegenstand der folgenden Untersuchung sein soll. Am Ostende des Dorfes finden wir diesen Bau, der sowohl seiner Architektur, als auch seiner reichen Bauplastik wegen unter den kleineren Kirchen des Braunschweiger Landes auffällt. Beides ermöglicht uns, seine Entstehung geschichtlich einzuordnen.

Doch zunächst sei dieser Kirchenbau beschrieben. Er besteht aus vier klar ablesbaren Baukörpern, aus einem Westturm auf quadratischem Grundriß, ei-

nem nur wenig breiteren Gemeindebau mit zugehöriger Südvorhalle, und einem nach Osten anschließenden Altarbau mit geradem Chorschluß (Abb. 1). Über Gemeinde- und Altarraum sitzt je ein eigenes, von gleichseitigen Dreiecksgiebfeldern begrenztes Satteldach, auf dem Turm befindet sich heute ein Walmdach. In den Giebeln des Altarbaues ist eine große, von zwei Säulen portalartig gefaßte, heute leere Rundbogennische eingelassen. In der Turmmauer befinden sich auf jeder Seite je zwei rundbogige, in sich durch Mittelsäulen unterteilte Schallarkaden. Die Fenster der beiden Kirchenräume treten im Verband von Fensterfiguren auf, ihre Lage in der Wand ist von der Innenansicht her bestimmt. Je eine Gruppe, bestehend aus zwei gleichgroßen rundbogigen Fenstern und einem Rundfenster in der Mitte dar-

Abb. 1 Ampleben, Pfarrkirche von Südosten



über, sitzt in den beiden Seitenwänden des Gemeinderaumes. In den Seitenwänden des Altarraumes finden wir jeweils drei gleichgroße, ebenfalls rundbogige Fenster, deren mittleres allerdings um etwa einen halben Meter nach oben verschoben ist. In der östlichen, den Kirchenbau abschließenden Mauer sitzt ein reich profiliertes und in sich nochmals unterteiltes Rundfenster.

Das Innere der Kirche ist vollständig gewölbt. Im Turmerdgeschoß finden wir ein herkömmliches Kreuzgratgewölbe mit geraden Scheiteln (Abb. 3), der saalartige Gemeinderaum dagegen und der Altarraum wird von je einem kuppeligen Gewölbe auf der Tendenz nach quadratischem Grundriß überwölbt. Der längsrechteckige Gemeinderaum benötigt darüberhinaus ein zusätzliches Gewölbe, einen schmalen

Tonnenausschnitt, der zwischen dem quadratischen Kuppelgewölbe und dem Turm vermittelt. Die Gewölbe ruhen auf Dreiviertelsäulen mit reichen Kapitellen in den Raumecken, der Tonnenanteil jedoch, und die westlichen Gewölbeansätze der Gemeinderaumkuppel sitzen auf einer eingemauerten Wandvorlage auf (Abb. 4). Der Altarraum ist gegenüber dem Gemeinderaum durch die Erhöhung des Fußbodenniveaus um drei Stufen und die Verwendung von Rippen für das Gewölbe ausgezeichnet. Darüberhinaus gibt es dort unterhalb des erwähnten Rundfensters in der Ostwand ein Altarbild, das auf die Rückwand einer flachen Mauernische gemalt ist.

Soviel zur Beschreibung der Anlage. In der Literatur ist dieser Bau weitgehend unbeachtet geblieben. Einzig lesenswert ist der Abschnitt über Ample-

Abb. 2 Ampleben, Pfarrkirche nach Osten

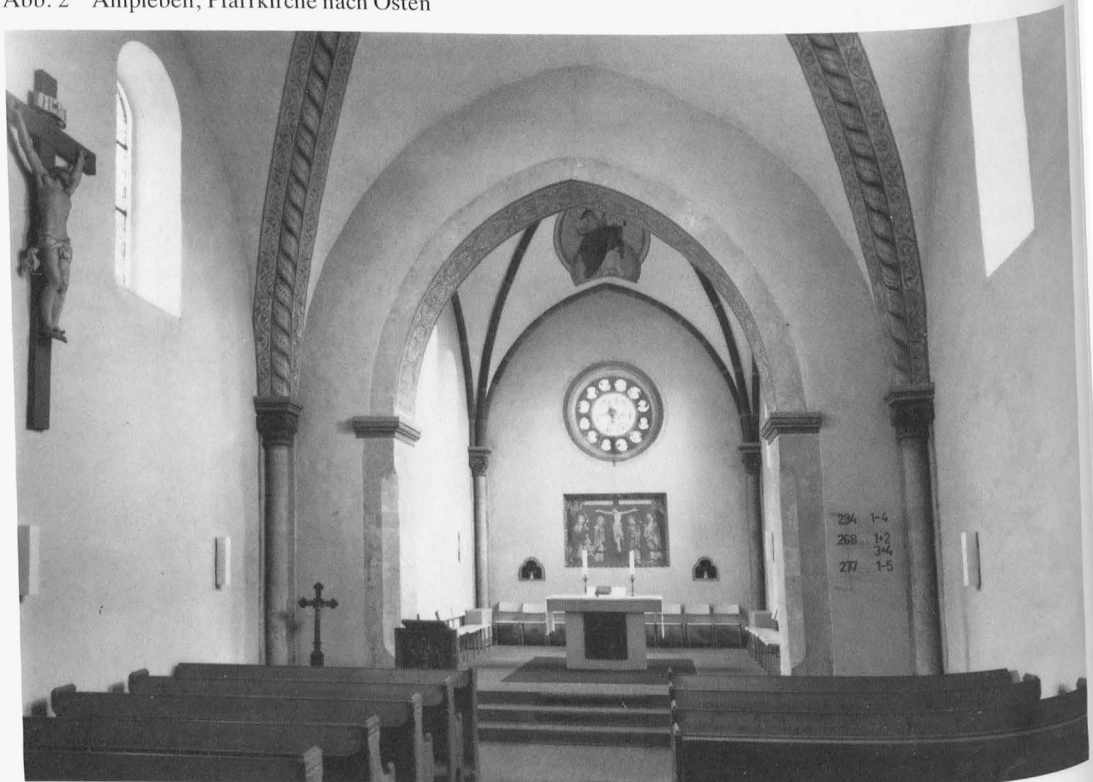
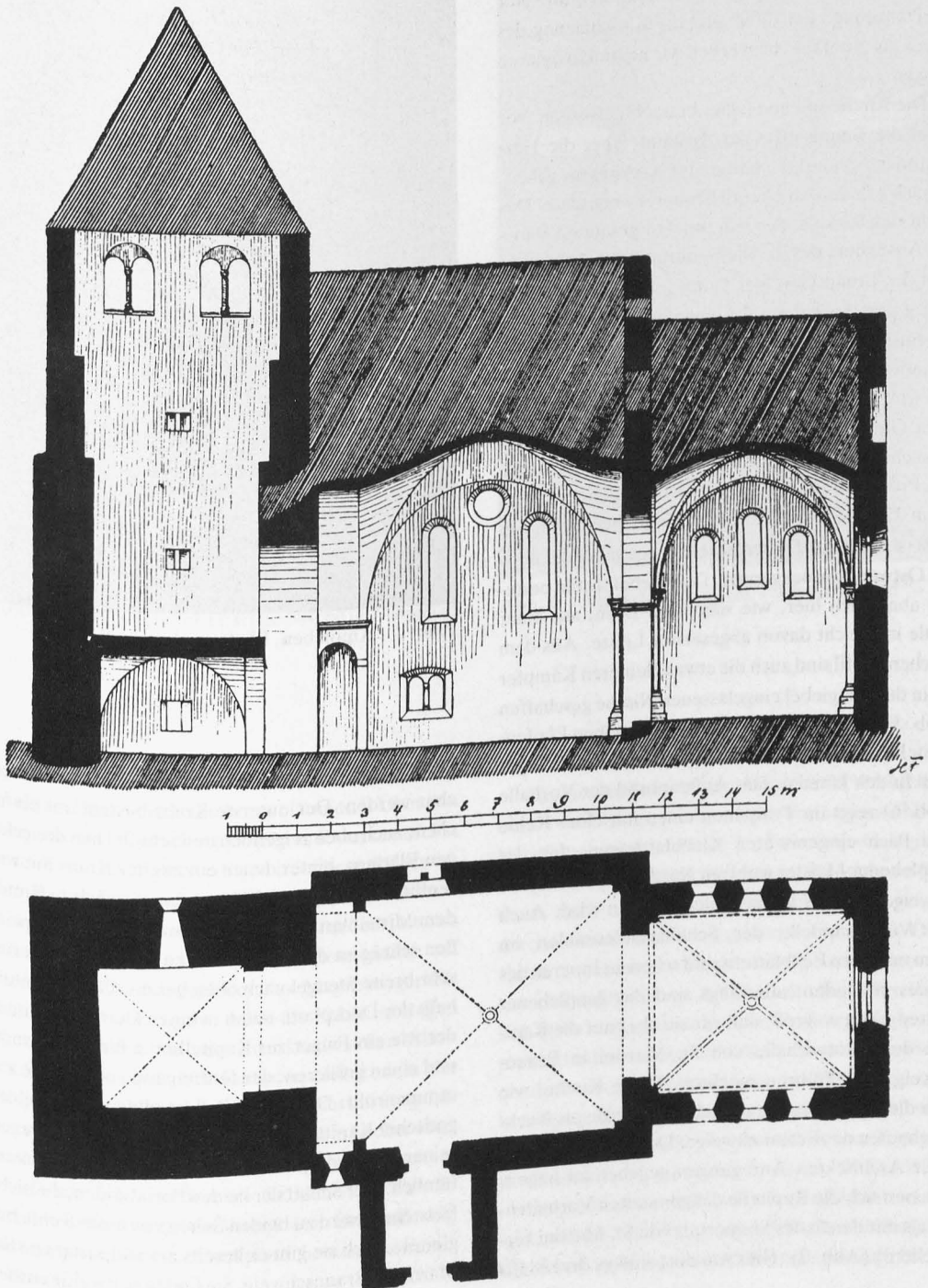


Abb. 3 Ampleben, Längsschnitt und Grundriß der Kirche



ben in dem von Meier/Steinacker herausgegebenen Kunstdenkmälerinventarband des Kreises Wolfenbüttel²⁾, um dessen Beobachtungen und Schlüsse auch diese Untersuchung nicht herumkommt. Nur die Datierung „um 1200“ und die Einschätzung des Baues als „romanisch“ werden wir heute korrigieren müssen.

Die Kirche soll nun näher betrachtet werden, vor allem die Bauplastik wird Auskunft über die Herkunft des Architekten und seiner Architektur geben. Zunächst finden wir überall Braunschweigisches. Das Profil des Sockels, der sich um den gesamten Bau – mit Ausnahme des Turmes – herumzieht, entspricht dem des Braunschweiger Domes. Eine große Kehle bindet vom Sockel auf die eigentliche Wandoberfläche zurück. Der Giebel des Altarhauses bildet ebenso wie am Dom ein exaktes gleichseitiges Dreieck aus und wird mit einem horizontalen Gesims von den übrigen Giebelmauern getrennt, wie es nur wenig anders schon an der Ostmauer des Domes zu sehen war. Das Profil dieses Gesimses sitzt in Ampleben, anders als in Braunschweig, auf der Wandoberfläche, am Dom ist der ganze Dreiecksgiebel gegenüber der übrigen Ostwand zurückgesetzt. Die Giebelprofile bestehen aber auch hier, wie schon am Dom, aus einer Kehle mit leicht davon abgesetzter Leiste. Aus dem gleichen Profil sind auch die etwas kleineren Kämpfer der in den Ostgiebel eingelassenen Nische geschaffen (Abb. 5). Die sie einfassenden Säulen haben Pfeifenkapitelle, wie wir sie ebenfalls im Braunschweiger Dom finden können. Das Außenportal der Vorhalle (Abb. 6) zeigt im Tympanon einen mit einer Kehle ganz flach eingemischten Kleeblattbogen, den der Amplebener Meister wohl am Nordportal des Braunschweiger Domes kennengelernt haben wird. Auch die Würfelkapitelle der Schallarkadensäulen im Turm mit ihren Eckblättern sind schon im Inneren des Domes zu finden, allerdings sind die Amplebener Blätter schon so groß, daß wir sie eher auf die Kapitelle der Westvorhalle von St. Martini in Braunschweig zurückführen möchten. Diese Kirche, wie auch die Katharinenkirche scheinen beide als Nachfolgebauten des Braunschweiger Domes dem Amplebener Architekten Anregungen gegeben zu haben. So lassen sich die Kapitelle des genannten Vorhallenportals mit denen des Südportals von St. Martini vergleichen³⁾ (Abb. 7). Hier wie dort sind es drei Blatt-

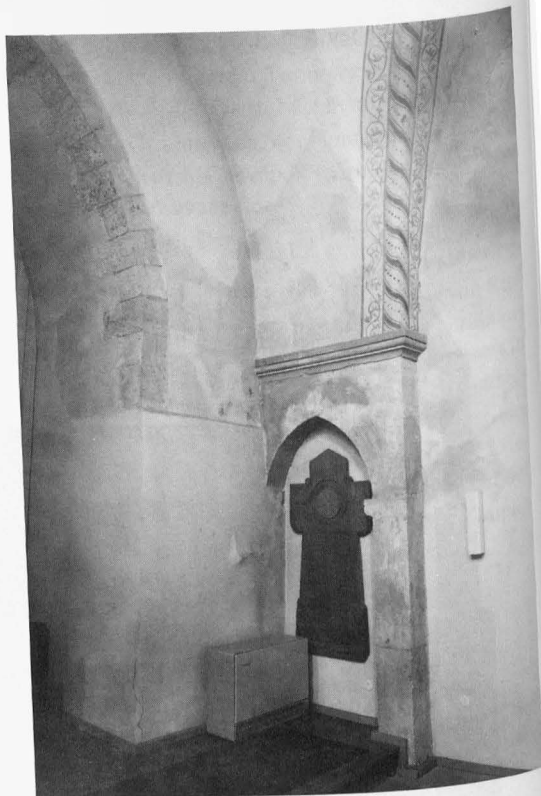


Abb. 4 Ampleben, Pfeilervorlage im Schiff

kranze übereinander, die nach oben hin immer reicher werden. Der unterste Kranz besteht aus einfachen, nach oben zeigenden und sehr flachen dreieckigen Blättern, hinter denen ein zweiter Kranz mit wesentlich fleischigeren Blättern herauswächst. Hinter dem Mittelblatt dieses Blattkranzes schließlich sprießen schräg zu den Kapitellecken hin zwei stilisierte, sehr breite Stengel nach oben heraus, die sich unterhalb der Deckplatte teilen in einen kleineren Anteil, der wie ein Finger zur Kapitellmitte hin zurückzeigt und einen größeren, der fünffingerig an der Ecke zusammenrollt. Dieses Kapitell ist ohne die Vorbilder gotischer Kapitelle nicht zu denken, wirkt aber wegen seiner Stilisierung bzw. Geometrisierung sehr alttümlich. Der Schaft der beiden Portalsäulen, die nicht freistehen, wird zu beiden Seiten von einer Kehle begleitet. Auch sie gibt es bereits am Südportal von St. Martini in Braunschweig. Sie finden sich wenig vorher

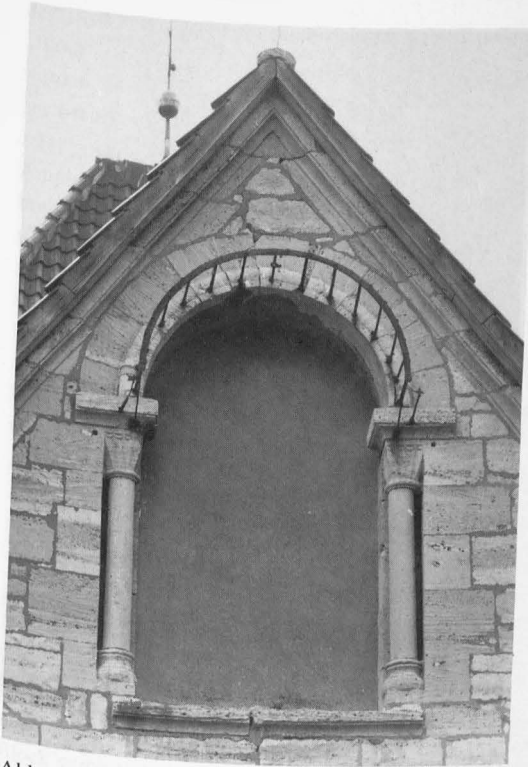


Abb. 5 Ampleben, portalartige Nische im Ostgiebel

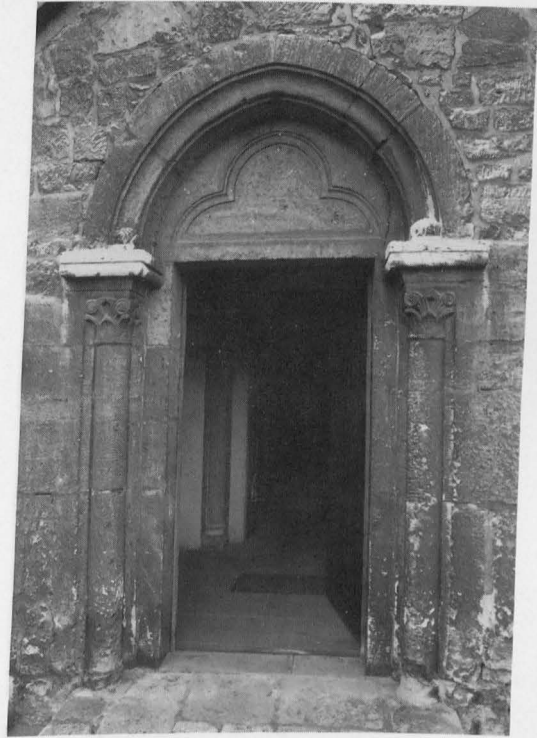


Abb. 6 Ampleben, äußeres Vorhallenportal

an einem Pfeiler des Naumburger Domes.⁴⁾ Über den Amplebener Gewändesäulen gibt es Kämpferstücke, deren Profil ebenfalls von St. Martini her erklärt werden kann. Es besteht aus einer unterschrittenen Kehle, einem Wulst und einer Platte darüber, ist also ein reduziertes attisches Profil, das letztendlich auf Profile der Chorthauptpfeiler des Magdeburger Bischofsganges zurückgeht. Auch die Kehle im Bogen über den Säulen mit den charakteristischen Blattknollenenden über dem Kämpferprofil konnte der Amplebener Bildhauer schon an St. Martini vorgebildet sehen. Letztendlich ist sie Magdeburgischer Herkunft, sie taucht dort an den Portalen der Chorseiten-schiffe auf. Nur sind dort die Knollenenden aus der Kehle selbst entwickelt, während sie in Braunschweig und Ampleben aus der Deckplatte herauszukommen scheinen.

Bis hierhin ließ sich die Amplebener Architektur noch vom Braunschweiger Dom und seinen direkten Nachfolgebauten erklären. Im Inneren jedoch gibt es die gewölbetragenden Ecksäulen, die anderer Herkunft sind. Sie sind als Dreiviertelsäulen in eine durchgehende Kehle eingelassen (Abb. 8). Diese Kehle findet man in Braunschweig nicht, sie taucht jedoch gelegentlich im sächsisch-thüringischen Raum auf, etwa in der Klosterkirche Thalbürgel.⁵⁾ In Ampleben finden wir der Tendenz nach schlanke Pfeiler quadratischen Grundrisses, die in die Raumecken hineingestellt sind, auf einer gekehlten Basis ruhen und unter dem Ansatz des Gewölbes vom Kämpferprofil abgedeckt scheinen. In diesen Pfeiler ist die oben beschriebene Kehle derart eingeschnitten, daß von zwei der vier Seiten nur noch schmale Stege übrigbleiben, und zwar sowohl über die gesamte Pfeiler-



Abb. 7 Braunschweig, St. Martini, Kapitell vom Südwestportal



Abb. 8 Ampleben, Säulenbasis im Altarhaus

länge hinweg, als auch an den Pfeilerenden, d. h. unmittelbar über der Basis und unmittelbar unter dem Kämpferprofil (Abb. 8,9). In die so entstandene Kehle ist die Säule hineingedrückt, wobei die attische Säulenbasis mit ihren Eckzehen vom Quadrat des unteren Pfeilerrestes zum Rund der Säule hinüberbindet, und das Kapitell über den oberen Pfeilerrest hinaus soweit in den Raum ausläßt, daß das Blattwerk des Kapitells und das oben genannte Kämpferprofil als zueinandergehörig erkannt werden muß. Dieses Zweierlei – gebunden und doch wieder frei zu sein – macht die Qualität der Amplebener Säulenbildung aus.

Diese Eigenschaft setzt sich in der Bildung der Kapitele fort. Sie sind die „Prunkstücke“ der Amplebener Kirche, sollen darum auch eingehender behandelt werden. Sie gehören ganz allgemein dem von Magde-

burg ausgehenden sächsischen Kunstkreis der Frühgotik an, haben aber ihre direkten Vorbilder auch im Braunschweiger Raum. Zunächst sollen sie mit den Vierungspfeilerkapitellen der Klosterkirche Riddagshausen verglichen werden. Am Südostpfeiler finden wir dort ein Kapitell (Abb. 10 r.), das einem der beiden Amplebener Gemeinderaumkapitelle im Aufbau ähnlich ist (Abb. 9). Hier wie dort steigen aus einer geschlossenen Blatt- und Stengelschicht, einer Art „Kronreif“ am Boden des Kapitells, relativ breite stengelige Blätter auf und bilden zwei Blattkränze, einen unteren, dessen nach vorn gebogene, mittig und diagonal angeordnete Blätter die Basis für den oberen, den „Block“ des Kelchblockkapitells ausmachenden Kranzes darstellen. Dieser sieht in Ampleben allerdings etwas anders aus. Breite Stengel steigen hier zwischen den nach vorn gebogenen Blättern

des „Kelches“ senkrecht nach oben und bilden den „Block“, indem sie zu breit ausgespannten Blättern werden, die sich gegenseitig mit den Spitzen ihrer Finger berühren. Der Riddagshäuser „Block“ dagegen zeigt gewisse Verwandtschaften mit dem eines der Amlebener Altarraumkapitelle (Abb. 11). Hier breiten sich die beiden Blätter zur Mitte hin aus, berühren sich mit einem Finger und rollen dann rasch zur Ecke hin ein, wobei die Blattspitze herumklappt, so daß an dieser Stelle die Rückseite des Blattes sichtbar wird. Dieses Ausspannen zur Mitte hin und Einrollen zur Ecke, vor allem das Umklappen der Blattspitze sind Charakteristika des Riddagshäuser Kapitells. Dagegen zeigt der Kelchanteil des Amlebener Kapitells eine Eigenheit seines Meisters, die er in Riddagshausen nicht gelernt haben konnte: Die zur Mitte schwingenden Stengel, die oben den „Block“ ausbilden, werden unten überkreuzt von zwei nach außen neigenden, länglichen Blättern, die sich in der Ecke berühren und in die Fuge zwischen die beiden gerollten Blätter an der Ecke des „Blockes“ einzudringen trachten. Dadurch wird die in Riddagshausen zu beobachtende scharfe Trennung zwischen Kelch und Block gemildert zugunsten einer mehr einheitlichen Form des Kapitells, wie denn überhaupt in Amleben die Übergänge fließender, die Kapitelle ruhiger geworden sind und den fast metallisch harten Charakter der Riddagshäuser Kapitelle verloren haben. Die Tendenz des Ineinanderfließens ist anderer Herkunft, wir werden darauf noch einzugehen haben. Einstweilen bleiben wir in Riddagshausen. Dort finden wir am südöstlichen Vierungspfeiler ein Kapitell (Abb. 10, 1.), das wiederum dem Amlebener Meister als Vorbild gedient hat. Zwei Blattkränze gibt es hier, deren unterer aus mehreren senkrecht nach oben zeigenden fünffingerigen Blättern mit breiten Stielen besteht, während der obere zunächst mit dünnen Stengeln hinter den unteren Blättern entlang bis unter die Deckplatte läuft, diese nach vorn umklappen und dann in kurzen, aber breiten mehrfingerigen Blättern enden läßt, deren „Mittelfinger“ sich mit denen des unteren Blattkranzes zu berühren trachten. Realisiert ist diese Berührung an den Kapitellen des inneren Vorhallenportals in Amleben (Abb. 12). Sie sind einfacher und von anderer Hand ausgeführt, als die Kapitelle der Ecksäulen im Inneren. Deren Meister hat sich nicht so eng an die Riddagshäuser Vor-

lage angelehnt, wie ein weiteres Altarraumkapitell zeigt (Abb. 13). Der untere Blattkranz mit den aufwärtsweisenden Blättern ist auch hier zu finden, desgleichen ein abwärtsgerichtetes, lanzettförmiges Diagonalblatt aus dem Bereich des „Blockes“, dessen Blattspitze die des Diagonalblattes des unteren Kranzes berührt. Der Aufbau des Kapitellblockes sieht dagegen ganz anders aus und ist auch nicht von Riddagshausen her zu erklären. Wir müssen hier die Kapitelle des Westportals von St. Katharinen in Braunschweig als zweites Vorbild für den Amlebener Meister hinzuziehen.⁶⁾ Dort finden wir vor allem die Stengelkapitelle, die in Riddagshausen selten auftauchen – es gibt da meist Blattkapitelle –, die der Amlebener Meister aber gerne verwendet.

Abb. 9 Amleben, Blattkapitell im Gemeinderaum



In seinem Kapitell sind es zwei Stengel, die je zwischen zwei Blättern des unteren Blattkranzes hochstreben, nach innen über die Kapitellmitte hinweg und wieder nach außen schwingen – sich dabei zweimal überkreuzen – und sich schließlich an der Kapittlecke teilen in ein sich einrollendes Blatt, zwei jeweils einmal den eigenen und den „Zwillings“-Stengel umgreifende Blätter, und das o. g. lanzettförmige Diagonalblatt, das den beiden an der Ecke zusammen treffenden Ranken gemeinsam ist. Diese Komposition ist der eines der Westportalkapitelle von St. Katharinen sehr verwandt (Abb. 14 1.). Schon Steinacker hatte dies festgestellt und hinzugefügt, die Amplebener Kapitelle seien „von demselben Steinmetz gearbeitet, von dem die Kapitäle am Westportal

der Katharinenkirche in Braunschweig stammen“.⁷⁾ Die Verwandtschaft zwischen den beiden Kirchen wollen wir anerkennen, sie soll an weiteren Kapitellvergleichen gezeigt werden, den selben Steinmetzen als Schöpfer der Kapitelle wollen wir aber nicht behaupten. Schon an den eben betrachteten Kapitellen (Abb. 13/14 1.) fällt auf, daß der Amplebener sein Blattwerk freier agieren läßt, als der Braunschweiger. Seine Blätter wirken plastischer, seine Rankenüberschneidungen realistisch, während dem Braunschweiger die kontinuierlich vom „Kelch“-Rund zum „Block“-führende Oberfläche des Kapitells wichtig ist. Ihr hat sich das Blattwerk unterzuordnen. Überschneidungen sehen eher wie Durchdringungen aus. Ranken und Blättern fehlen weitgehend die plasti-

Abb. 10 Riddagshausen, Vierungspfeilerkapitelle in der Klosterkirche





Abb. 11 Ampleben, Kapitell mit eingerollten Voluten im Altarraum

Abb. 13 Ampleben, Volutenblattkapitell im Altarraum



schen Rundungen, Vorwölbungen und Eintiefungen. Die Katharinenkapitelle müssen trotzdem Vorbild sein, da wir sie nicht gut als von Ampleben beeinflusst denken können. So hat das Kapitell in Abb. 15 1. den Amplebener Meister zu seinem Kapitell Abb. 16 angeregt. Eine untere Blattschicht gibt es hier im „Kelch“-Bereich, deren Blätter in den Kapitell-Dialogalen entspringen, in den Kapitellmitten dagegen steigen parallel nebeneinander zwei Stengel senkrecht nach oben, überkreuzen sich in der Mitte des „Blockes“ einmal und rollen zu den Ecken hin ein, teilen sich dann, wobei der Hauptteil des Stengels sich weiter einrollt und am Ende ein dreifingeriges Blatt ausbildet, sodann entsteht wieder ein lanzettförmiges Diagonalblatt, das den beiden an der Kapittellecke zusammentreffenden Ranken gemeinsam ist, und die Aufgabe hat, das Diagonalblatt der unteren Blattschicht in zwei Teile zu spalten. Die so geteilten Blätter werden von einem dritten, im „Block“-Bereich entstandenen Blatt zur Kapitellmitte hin gedrückt.

Auch hier läßt sich der prinzipielle Unterschied in der Kapitellbildung von Braunschweig und Ampleben beobachten: Er ist zugleich ein Qualitätsunterschied. Man vergleiche einmal, wie zaghaft der Braunschweiger sein Lanzettblatt in die untere Blattschicht eindringen, wie überzeugend dagegen der Amplebener sie fast bis zum Ring hinab spalten läßt. Auch das Hinüberdrücken der unteren Blätter zur Mitte hin ist eigentlich nur in Ampleben zu beobachten, in Braunschweig kann man lediglich von einem Berühren der Blattspitzen sprechen. Weitere Vergleiche bestätigen diesen Qualitätsunterschied: Am Westportal von St. Katharinen finden wir ein Kapitell, das fast nur noch aus Ranken besteht (Abb. 15 r.), desgleichen in Ampleben (Abb. 17). In beiden Fällen steigen zwei Stengel senkrecht in die Höhe, neigen zur Kapitellmitte hin und überkreuzen sich – in Braunschweig sogar zweimal – um unter der Deckplatte entlang zu den Ecken hin einzurollen und sich im Einrollen zu teilen, wobei der Hauptstengel wieder in den „Kelch“-Bereich hinabreicht und einen der beiden ursprünglichen Stengel umgreift. Der Braunschweiger läßt ihn hier mit einem knappen dreifingerigen Blatt enden, der Amplebener führt ihn wieder aufwärts und läßt ihn zusammen mit der Eckranke der anderen Kapitellseite ein diagonalblattähnliches Gebilde schaffen, das sich wie bei dem Kapitell in Abb.

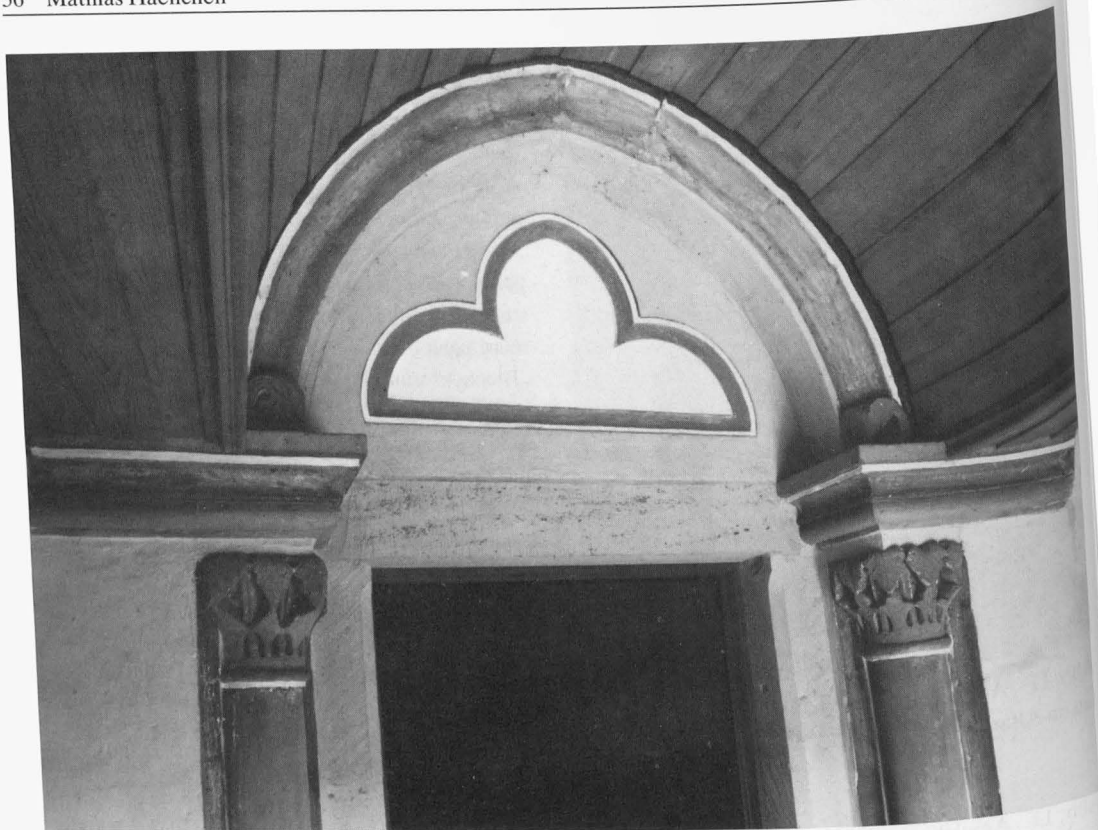


Abb. 12 Ampleben, Tympanon und Kapitelle vom inneren Vorhallenportal

9 unter die Ecke des „Blockes“ setzt. Der Amplebener Meister erweist sich gerade an seinem Rankenkapitell als der Fortschrittliche, weil er das bewegte Spiel der Ranken mit ihren Überschneidungen, ihrem Einrollen und Blätterbilden tatsächlich realisiert, wogegen der Braunschweiger bemüht ist, seine Ranken möglichst in einer Ebene zu halten, weshalb die Stengel bandartig flach, ihre Überschneidungen eher Durchdringungen und das in Ampleben zu beobachtende „räumliche“ Ein- und Herumrollen der Blätter in die Fläche projiziert sind. Dem Braunschweiger Meister war eben, wie schon gesagt, das weiche Ineinanderführen von „Block“ und „Kelch“ wichtig. Selbst das hat der Amplebener noch übernommen, daß er

damit aber frei umgehen konnte, soll am letzten der sechs Innenraumkapitelle in Ampleben gezeigt werden (Abb. 18). Sein direktes Vorbild finden wir ebenfalls am Katharinen-Westportal (Abb. 14 m.). Wieder sind zwei Blattkränze – je einer für „Block“ und „Kelch“ – vorhanden. Der „Kelch“ besteht aus Mittel- und Diagonalblättern, den „Block“ bestimmen zwei Blätter, die hinter dem Mittelblatt des „Kelches“ hervorkommen und je ein schräg nach oben weisendes Lilienblatt ausbilden, dessen Mittelfinger in Ampleben die obere „Block“-Ecke bezeichnet. Der Raum zwischen den Lilienblättern wird von zwei senkrecht in die Höhe steigenden, zur Mitte hin einrollenden und ein gemeinsames, fünffingeriges Blatt



Abb. 14 Braunschweig, St. Katharinen, Kapitelle vom Westportal, südliches Gewände

ausbildenden Blättern eingenommen. Unter diesem gemeinsamen Blatt befindet sich – gleichsam im Schwerpunkt des Kapitells – eine Rosette, die ihrerseits auf dem etwa gleichbreiten Mittelblatt des „Kelches“ zu ruhen scheint. Das Eckblatt des „Kelches“ sieht in Ampleben anders aus, als in Braunschweig. Der Grund dafür ergibt sich, wenn man das Katharinenkapitell mit seinem vermutlichen Vorbild am nordöstlichen Vierungspfeiler der Klosterkirche Riddagshausen vergleicht (Abb. 21). Die Lilienblätter tauchen dort als Teile eines Blattes auf, von denen einer über die ganze „Block“-Breite hinweg horizontal zur Ecke weist, und der andere aus der Tiefe des Kapitells heraus nach vorne herumklappt, so daß die

Blattrückseite sichtbar wird. Ein gemeinsames Mittelblatt wie an St. Katharinen wird hier noch nicht ausgebildet. Im „Kelch“-Bereich dominiert ein Diagonalblatt, das sich ähnlich wie im oben beschriebenen südöstlichen Vierungspfeilerkapitell (Abb. 10 r.) nach vorne neigt und die „Block“-Ecke auf seine „Schultern“ zu nehmen scheint. Die Blätter, deren Funktion in Riddagshausen noch klar ablesbar ist, sehen in Braunschweig merkwürdig indifferent aus. Das gilt auch für die Diagonalblätter des „Kelches“, die, ihrer Tragfunktion wegen des oben beschriebenen weichen Ineinanderübergehens von „Block“ und „Kelch“ beraubt, wie „angelegte Ohren“ wirken. Deutlicher noch ist dies am Nachbarkapitell (Abb. 14



Abb. 15 Braunschweig, St. Katharinen, Kapitelle vom Westportal, nördliches Gewände



Abb. 16 Ampleben, Volutenblattkapitell im Altarraum

Abb. 17 Ampleben, Stengelkapitell im Gemeinderaum



Abb. 18 Ampleben, Blattkapitell im Altarraum





Abb. 19 Amleben, Wandbild im Altarraum

r.) zu sehen, dessen ausgebreitete Blätter im „Block“-Bereich der Amlebeener Meister für sein Kapitell in Abb. 9 übernommen hat, während er den Blättern im „Kelch“-Bereich ihre in Riddagshausen zu beobachtende Tragfunktion wiedergegeben hat. Auch an seinem Kapitell in Abb. 18 geht der Amlebeener entschieden vor, als der Braunschweiger. Neben den klar in die oberen „Block“-Ecken weisenden Lilienblättern – in Braunschweig waren sie klein und eher dekorativ ausgefallen – fällt hier vor allem das große Diagonalblatt des „Kelches“ auf. Weit ausgebreitet, klappt es an der Spitze um und bildet ein gegenläufiges, fast bis zum Ring hinabreichendes, neues Blatt aus. Die Kapitellecke wirkt dadurch stabil wie in

Riddagshausen, ohne jedoch die dort geläufige scharfe Trennung zwischen „Block“ und „Kelch“ zu übernehmen.

Aus dem hier Gesagten wird deutlich, daß der Amlebeener Meister die Katharinenkapitelle kannte und sich von ihnen anregen ließ, daß er aber dem Braunschweiger in der Kapitellbildung überlegen ist und damit dem Riddagshäuser näher steht. Er kann deshalb mit dem Meister der Katharinenkapitelle nicht identisch sein.

Wenden wir uns nun dem Altarbild zu (Abb. 19). Es ist unterhalb des Rosenfensters auf die Rückwand einer flachen Rechtecknische gemalt. Die Figuren erscheinen auf blauem Grund und sind, bezogen auf die

Mittelachse des Bildes, symmetrisch angeordnet. Wir finden Christus dort am Kreuz hängend, ihm zur Rechten Maria, zur Linken Johannes, beide trauernd unter dem Kreuz stehend. Den Abschluß des Bildes nehmen zwei alttestamentliche Szenen ein. Links – hinter Maria – ist die „Opferung Isaaks“ dargestellt. Isaak kniet bereits auf einem mit Dreipaßöffnung versehenen Altar, während Abraham, das Schwert zum Schlag erhoben, zurückblickt auf einen aus der linken oberen Bildecke heranschwebenden Engel, der mit seiner Linken die Schwertspitze umfaßt und den Tod Isaaks verhindert. Hinter Abraham, am äußersten Bildrand, erscheint der Bock, der dann an Stelle Isaaks geopfert werden wird. Vom rechten Bildrand her tritt Melchisedek mit Brot und Wein auf, den Kelch mit dem Wein zum Kreuz hinaufreichend, während wiederum aus der oberen Bildecke ein Engel heranschwebt und mit ausgebreiteten Armen auf die Darbietung des Kelches zu weisen scheint. Das Altarbild ist nur unvollständig erhalten, im 19. Jahrhundert restauriert und ergänzt worden, jedoch gibt Steinacker⁸⁾ an, welche Ausschnitte vor der Restaurierung noch vorhanden waren. Ebenso ist das auf die Laibungsschräge der Nische gemalte Palmettenmuster nach vorgefundenen Resten ergänzt.

Bei der Suche nach möglichen Vorbildern werden wir den Braunschweiger Raum kaum zu verlassen brauchen, im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts sind gerade hier bedeutende Malereien entstanden. Die Seccomalereien des Braunschweiger Domes, die Fresken in den Turmkapellen von Marienberg oder die Hildesheimer Decke, aber auch Werke der Buchmalerei wären heranzuziehen. So ist auf dem Deckblatt zum Johannesevangelium im Goslarer „Rathausevangeliar“⁹⁾ eine Kreuzigung dargestellt, mit der unser Amplebener Altarbild zunächst verglichen werden soll. Der Christus in der Mitte sieht schon recht verwandt aus. Auch er hängt, den Kopf stark geneigt und den Oberkörper schräg haltend mit angewinkelter Hüfte am Kreuz. Das einzige Kleidungsstück, das mit einem Knoten zugebundene Lententuch, verdeutlicht das Anwinkeln der Hüfte noch. Auch die beiden Engel finden sich hier wieder, allerdings nicht in den Ecken, sie schweben von der oberen Bildkante herab und berühren die Enden des Kreuzbalkens, mit den übrigen Figuren des Bildes nehmen sie keinen Kontakt auf. Diese Figuren sind

auf dem Goslarer Blatt zahlreicher, als in Ampleben, sie sind außerdem in eine Männer- und eine Frauengruppe geteilt, die auch beide direkt mit der Kreuzigung zu tun haben. Die Frauengruppe aber weist ein Merkmal auf, das der Amplebener Maler hier gesehen haben könnte. Die trauernden Frauen stehen zunächst unter dem Kreuz, außerhalb der Reichweite des Kreuzes aber ragt eine von ihnen mit ihrem Kopf bis in die Höhe des Querbalkens hinauf. Dieses Auftragen der Figuren zu den Rändern des Bildes hin ist in Ampleben durch die Zugehörigkeit der beiden Engel zu den unter ihnen handelnden Figuren noch deutlicher ausgeprägt. Überhaupt geht der Amplebener Maler beim Aufbau des Bildes entschiedener vor, als der Goslarer. Zum einen reduziert er die Anzahl der Figuren, zum anderen baut er sie symmetrisch zur Mittelachse hin auf. Die beiden Trauernden, Maria und Johannes, sind dieser Symmetrie wegen bis zur Kopf- und Armhaltung hin ähnlich gebildet, Melchisedek und Abraham halten sich nicht ganz so streng daran. Aber auch die Figurenbildung ist in Ampleben eine andere als im Goslarer Codex. Die Figuren sind länger und nicht so kompakt gebaut, auch finden wir das Hinundherneigen der Frauenköpfe, sowie die ausladenden Bewegungen der Männer in Ampleben nicht wieder. Das Bild wirkt dadurch wesentlich ruhiger, bleibt aber qualitätsmäßig hinter den Goslarer Darstellungen zurück. Diese hat der Amplebener Maler mit Sicherheit gekannt,¹⁰⁾ sie waren aber nicht sein direktes Vorbild. Das gleiche gilt für die Braunschweiger Dommalereien, deren Figuren den Goslarern in nichts nachstehen. Die Wandbilder in den Turmkapellen von Marienberg¹¹⁾ dagegen müssen unser besonderes Interesse finden. Zumal die Malereien in der Magdalenenkapelle weisen deutlich verwandtschaftliche Bezüge zum Amplebener Bild auf. Zum einen finden wir hier den achsialsymmetrischen Bildaufbau wieder, der sich über alle drei Bildzonen hinwegzieht und der hier durch den Einsatz gemalter Architektur noch unterstrichen wird, zum anderen ist auch hier die Neigung, große, über die ganze Breite des Bildes reichende Bewegungen zu schaffen, unverkennbar. Vor allem die mittlere Zone mit der Darstellung des Marientodes macht dies deutlich: von beiden Seiten her treten Figurengruppen heran und beugen sich zu der auf einem Lager ruhenden Maria hinab, auch die beiden Engel nehmen diese Bewegung auf

und halten ein Tuch, das die Muldenform der Lagerstatt aufnimmt, aber auch auf den Halbkreis bezogen werden muß, in dem am Himmel Gottvater und der Sohn erscheinen. Dem Erhöhen der seitlichen Figuren durch die Engel in Amleben ist dies durchaus vergleichbar. Wichtigstes Indiz für die Abhängigkeit des Amlebener Malers von Marienberg ist aber die Kreuzigungsdarstellung in der unteren Bildzone selber. Die Haltung Christi ist direkt vergleichbar, der schräggehaltene unbekleidete Oberkörper, die angewinkelte Hüfte, das Lendentuch mit den beiden Gewandteilen und dem Knoten an der linken Seite sowie das Überkreuzen der Füße sind übernommen. Die Aufgabe des linken Gewandteiles, die Schräge des Oberkörpers über die angewinkelte Hüfte hinweg weiterzuführen, ist allerdings in Amleben nicht verstanden worden, dort hängt das Gewand nur locker am Körper herab. Möglicherweise ist dies aber ein Restaurierungsfehler des 19. Jahrhunderts. Beinahe wichtiger noch sind die Übereinstimmungen bei den beiden anderen Figuren, Maria und Johannes. Auch sie stehen, ihre Häupter Christus zugeneigt, unter dem Kreuz. Nicht nur ihre Körperhaltung, auch des Johannes Griff der rechten Hand an den Kopf ist ebenso beiden Darstellungen gemeinsam, wie die charakteristische Ausbildung der linken Hand Marias, die ihren Hals berührt und dabei einen Stoffbausch zwischen Zeigefinger und Daumen nach außen entläßt. Damit ist das Marienberger Bild als direktes Vorbild für den Amlebener Maler bestimmt!

Die Beziehung des Amlebener Altarbildes zu den Marienberger Malereien eröffnet die Möglichkeit, den ganzen Kirchenbau zu datieren. Der Marienbild in der Magdalenenkapelle ist von Gosebruch¹²⁾ auf „vor 1227“ entstanden bestimmt worden. Der Abstand des Amlebener Bildes zu den Marienberger Malereien wird sehr gering sein, wir datieren deshalb die Kirche auf 1227 oder kurz danach. Gestützt wird diese Datierung durch am Bau selbst ablesbare Hinweise, daß das große sächsische Vorbild, der Neubau des Magdeburger Domes, bereits bis zum Bischofsgang gediehen war. Zum einen gibt es in Amleben die Nische im Ostgiebel (Abb. 5), deren Sohlbank ein gutes Stück niedriger sitzt, als die Basen der die Nische einfassenden, frei in Mauerecken stehenden Säulen. Dieses Absenken der Sohlbank gegenüber den Säulenbasen ist in den kleinen Nischen di-

rekt unterhalb des Bischofsganges in Magdeburg ausgebildet. Auf sie gehen letztendlich auch die beiden Dreipaßnischen neben dem Amlebener Altarbild zurück (Abb. 2), deren direktes Vorbild aber wohl in den Piscinen-Nischen der Riddagshäuser Chorkapellen zu sehen ist.¹³⁾ Zum anderen sind die jeweils zwei Blattkränze ausbildenden Kelchblockkapitelle, deren „Block“- und „Kelch“-blätter mit- bzw. gegeneinander arbeiten, im Magdeburger Chorerdgeschoßumgang noch nicht zu finden, der Bischofsgangmeister erst bringt sie aus Bamberg mit.¹⁴⁾ Von diesem Bischofsgang hatte Gosebruch gesagt, der Magdeburger Erzbischof Albrecht werde ihn „als bereits vollendet gesehen und jahrelang benutzt haben, ehe er 1232 die Augen schloß“. ¹⁵⁾ Begonnen worden wäre er dann um die Mitte des dritten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts – wenn wir mit Gosebruch den Bau des Erdgeschoßumganges etwa 1220 begonnen denken¹⁶⁾ – und hätte von da an als Vorbild für andere Bauhöfen im sächsischen Raum zur Verfügung gestanden.

Zum Schluß soll eine Darstellung der Bauschichte der Amlebener Kirche versucht werden. Vor allem wird die noch offene Frage nach der Herkunft der Architektur beantwortet werden müssen. Diese weist nämlich Züge auf, die für den sächsischen Raum nicht typisch sind.

Der heutige, frühgotische Bau hatte einen Vorgänger, von dem nur noch der Westturm aufrecht steht. Das Fehlen des sonst um die ganze Kirche herumziehenden Sockels, sowie das altertümliche Kreuzgratgewölbe im Turmerdgeschoß weisen darauf hin. Das Turmobergeschoß wird wegen der Verwandtschaft der Schallarkadenkapitelle mit den Vorhallenkapitellen der Braunschweiger Martinikirche schon zum Neubau gehören. Der im Grundriß längsrechteckige Gemeinderaum dürfte auf den Fundamenten des Vorgängerbaues stehen. Nur so erklärt sich seine eigenartige Wölbung im Inneren: Der Raum sollte mit einem kuppeligen Gewölbe geschlossen werden, das aber wegen seiner zentrierenden Wirkung auf – wenigstens annähernd – quadratischem Grundriß stehen muß. So ist der verbleibende Rest des längsrechteckigen Raumes mit einer schmalen Tonne an den bestehenden Turm angeschlossen worden (Abb. 20). Auch die Lage der Fenster in der Wand ist in das Achssystem des kuppeligen Gewölbes integriert. Die Fenster sitzen sehr hoch, aber mittig in

der Schildmauer (Abb. 3). Die Südvorhalle dagegen, und ihre Portale ordnen sich in dieses Achssystem nicht ein. Sie können zwar wegen ihrer frühgotischen Ausbildung nicht zum Vorgängerbau gehören, sehr wohl aber auf dessen Fundamenten errichtet sein. Genau gegenüber, an der Nordwand der Kirche, finden sich außen Unregelmäßigkeiten im Mauerwerk, außerdem ist der Sockel über eine Länge, die etwa der Breite der Vorhallenportale entspricht, unterbrochen. Die Vermutung liegt nahe, auch hier eine Vorhalle mit Portalen zu denken. Messungen des Verfassers an der Nordwand haben ergeben, daß diese Vorhalle etwa gleichbreit und mit der Südvorhalle durch eine gemeinsame Mittelachse verbunden gewesen wäre. Ob eine solche Nordvorhalle nur geplant, oder, was wir vermuten, zumindest am Vorgängerbau tatsächlich aufgeführt worden war, muß hier dahingestellt bleiben. Erst eine Grabung wird hierüber ebenso Aufschluß geben, wie über die ursprüngliche Gestalt des Altarraumes. Vermutet werden darf, daß an seiner Stelle eine Apsis den Gemeinderaum abschloß. Der heutige Altarraum ist ebenfalls auf annähernd quadratischem Grundriß errichtet und mit einem kuppeligen Gewölbe versehen, das von vier Ecksäulen getragen wird. Sein Fußbodenniveau ist gegenüber dem des Gemeinderaumes um drei Stufen erhöht, weshalb auch die gleichgroßen Säulen und der Gewölbeansatz höher liegen. Auch die – vom Gemeinderaum her gesehen – stark eingezogene Mauer zwischen den beiden Räumen trennt den Altarraum eher ab, anstatt ihn an den Gemeinderaum anzubinden. Das Kämpferprofil des in ihn eingeschnittenen Bogens befindet sich wiederum auf anderer Höhe, als die beiden ja ebenfalls unterschiedlich hoch sitzenden Kämpferprofile an den Gewölbeansätzen. Der Architekt legte offensichtlich größten Wert darauf, jeden Raum als ein in sich selbstständiges Gebilde zu behandeln, ihn mit dem kuppeligen Gewölbe zu zentrieren und nur lose mit dem Nachbarraum zu verbinden. Ein solches Vorgehen ist der sächsischen Architektur fremd. Anders, als bei der Kapitellplastik, die Magdeburgisch geprägten Vorbildern verpflichtet ist, wird man die Herkunft der Amplebener Architektur im Westen suchen müssen. Die kuppeligen Gewölbe weisen nach Westfalen, dort finden wir sie schon lange vor Beginn der Gotik.

Die grundsätzlich andere Raumauffassung wollen

wir zunächst an zwei Großbauten zeigen, am Braunschweiger Dom im Vergleich zum etwa gleichzeitig entstandenen Patroklusmünster in Soest.

Dem Braunschweiger ist im Mittelschiff das kontinuierliche Durchlaufen der Wölbung wichtig, weshalb er die gurtlosen Gewölbe direkt auf breite Mauerlagen zum Tragen mächtiger Gurtbögen setzt, die die einzelnen, kuppelig überwölbten Mittelschiffsjoche voneinander trennen. Im Westen wird dieses Prinzip im 13. Jahrhundert beibehalten und vom dritten Jahrzehnt an auf die westfälischen Hallenkirchen ausgedehnt. Auch kleinere Kirchen – vor allem Dorfkirchen – erhalten bald kuppelige Gewölbe, die damit aber auch die Grundrißgestalt dieser Bauten wesentlich bestimmen. Als Beispiel seien hier die Dorfkirche von Alfen bei Paderborn¹⁷⁾ und die schon im 19. Jahrhundert abgebrochene Laurentiuskapelle in Paderborn selbst¹⁸⁾ genannt. Solche Bauten muß der Amplebener Architekt gekannt haben. Zumal die Anlage der Kirche von Alfen läßt die Verwandtschaft zu Ampleben deutlich werden (Abb. 22). Die beiden, der Tendenz nach quadratischen und mit kuppeligen Gewölben versehenen Räume, von denen der Altarraum kleiner und um zwei Stufen angehoben ist, finden wir hier ebenso wieder, wie den schmalen tonnenüberwölbten Raumabschnitt, der in Ampleben das Gemeinderaumgewölbe an den Westturm angebunden hatte. In Alfen ist dieser Raumabschnitt allerdings viel schmaler, außerdem steht er nicht mit dem Gemeinderaumgewölbe in Verbindung, sondern ist als tiefe Blendbogenöffnung ausgebildet, die in Breite und Höhe die Abmessungen des Gurtbogens zwischen Gemeinde- und Altarraum aufzunehmen scheint. Möglicherweise hat dieser Blendbogen die gleiche Funktion, wie der tonnenüber-

Abb. 20 Ampleben, Pfarrkirche nach Westen



wölbte Raumabschnitt in Ampleben, nämlich die Ausbildung eines quadratischen Gewölbes und seinen Anschluß an einen bestehenden Turm zu ermöglichen, sitzen doch in Alfien die Fenster außermittig in der Wand und lassen auf einen Planwechsel während des Baues oder die nachträgliche Errichtung der Gewölbe schließen. Wie dem auch sei, für unsere Untersuchung ist nur wichtig, daß der Typus der Amplebener Kirche auch, und vermutlich vorher, in Westfalen zu finden ist. Daß es westliche Einflüsse in der sächsischen Kunst gab, ist ja auch nie bestritten worden.¹⁹⁾ Wie weit sie die reine Architektur betreffen, darüber gehen die Ansichten allerdings auseinander. Zumindest in Ampleben ist westlicher, in diesem Falle west-

fälischer Einfluß unverkennbar. Auch die Fenster hier zeigen möglicherweise solch westliche Beziehungen auf. Die Kombination zweier Rundbogenfenster mit einem Kreisfenster in der Mitte darüber (Abb. 1) ist im mitteldeutschen, sprich sächsisch-thüringischen Raum selten, im mittelhheinischen Gebiet dagegen häufiger zu finden. Sie taucht ausschließlich in der Zisterzienserarchitektur auf, etwa in der Westfront der Abteikirche Eberbach oder im Obergaden der Bronnbacher Klosterkirche. In Sachsen finden wir diese Fensterformation an der Abtskapelle des Klosters Schulpforta, nur sitzt dort das Kreisfenster eindeutig über den beiden anderen Fenstern, während es in Bronnbach, ähnlich wie in Ampleben, niedriger

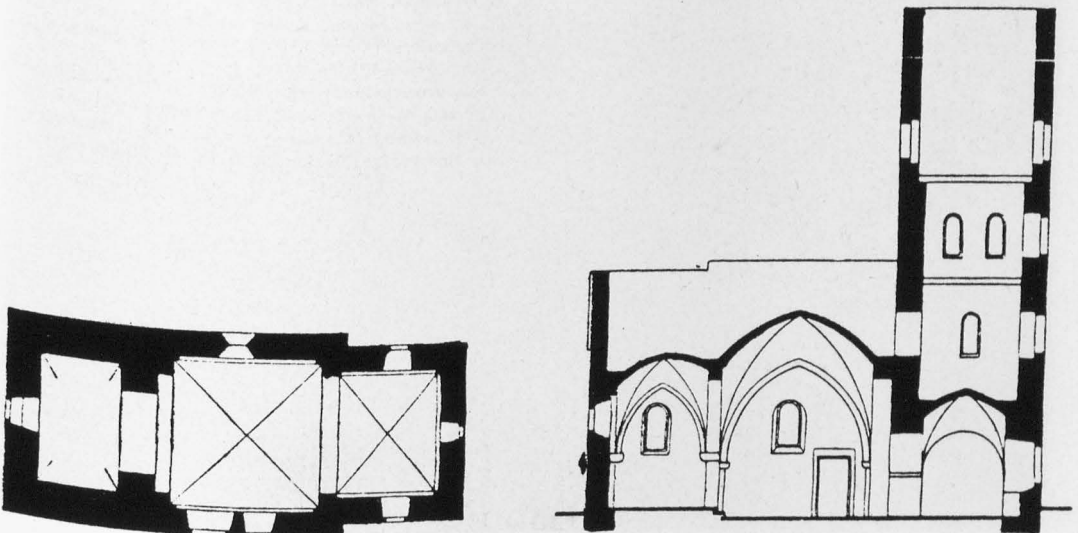
Abb. 21 Riddagshausen, Vierungspfeilerkapitelle in der Klosterkirche



und mehr zwischen, als über ihnen liegt. Die Bronnbacher Fenstergruppe bietet sich als mögliches Vorbild für Ampleben also eher an, als die immer von Maulbronn her erklärte Architektur Schulpfortas. Ebenfalls zisterziensisch beeinflusst ist auch die zweite Amplebener Fenstergruppe, die wir jeweils einmal in der Nord- und Südmauer des Altarraumes sehen können. Die Anordnung dreier gleichbreiter Fenster, deren mittleres höher hinaufreicht, als die anderen, konnte der Amplebener Meister ohne weiteres in Riddagshausen kennenlernen. Die Amplebener Variante, alle drei Fenster gleichhoch auszubilden, das mittlere aber um einen halben Meter nach oben zu verschieben, mag einstweilen als Erfindung ihres Ar-

chitekten gelten, ein mögliches Vorbild dafür konnten wir bislang nicht ausmachen. Das Rosenfenster in der Amplebener Ostwand scheint aber wieder westlichen Ursprungs zu sein. Um das zentrale Rund dieses Fensters gruppiert sich eine Folge von zwölf kleineren, lochartigen Öffnungen (Abb. 2). Eine solche Fensterformation ist im sächsischen Raum wohl kaum ein zweites Mal zu finden. Es ist wieder ein westlicher Bau, nämlich der Dom zu Limburg an der Lahn, dessen Rosenfenster in der Westfront vermutlich das Vorbild für das Amplebener Fenster abgegeben hatte. Das Limburger Fenster wirkt allerdings „dichter“, weil das Rundfenster im Zentrum kleiner und die Zahl der es begleitenden „Lochfenster“ auf

Abb. 22 Apelern/Westfalen, Grundriß und Längsschnitt der Pfarrkirche



acht reduziert ist, wobei der Maueranteil zwischen diesen Öffnungen erheblich größer ist, als in Ampleben.

Der Amplebener Architekt dürfte nach allem hier Gesagten ein Niedersachse sein, der, in Braunschweig ausgebildet, vermutlich nach einer Zeit der Wanderschaft und des Kennenlernens westfälischer, rheinischer und Magdeburger Architektur in seine Heimat zurückkehrte und hier die gewonnenen Erfahrungen in einen eigenen Entwurf für die kleine Kirche in Ampleben einbrachte. Davon, daß er auch die Kapitelle ausgeführt hat, dürfen wir ausgehen, zumindest vermuten können wir, daß er auch das Altarbild selbst entworfen und gemalt hat, wofür der architektonisch strenge und klare Aufbau spricht. In jedem Fall ist er mit seinen jeweiligen Vorbildern souverän umgegangen, hat sie nicht kopiert, sondern hat sich von ihnen anregen lassen, etwas einheitlich Neues zu schaffen, und wir würden nicht erstaunt sein, wenn wir ihn später als federführenden Architekten bei größeren Bauvorhaben wiedertreffen würden.

Anmerkungen:

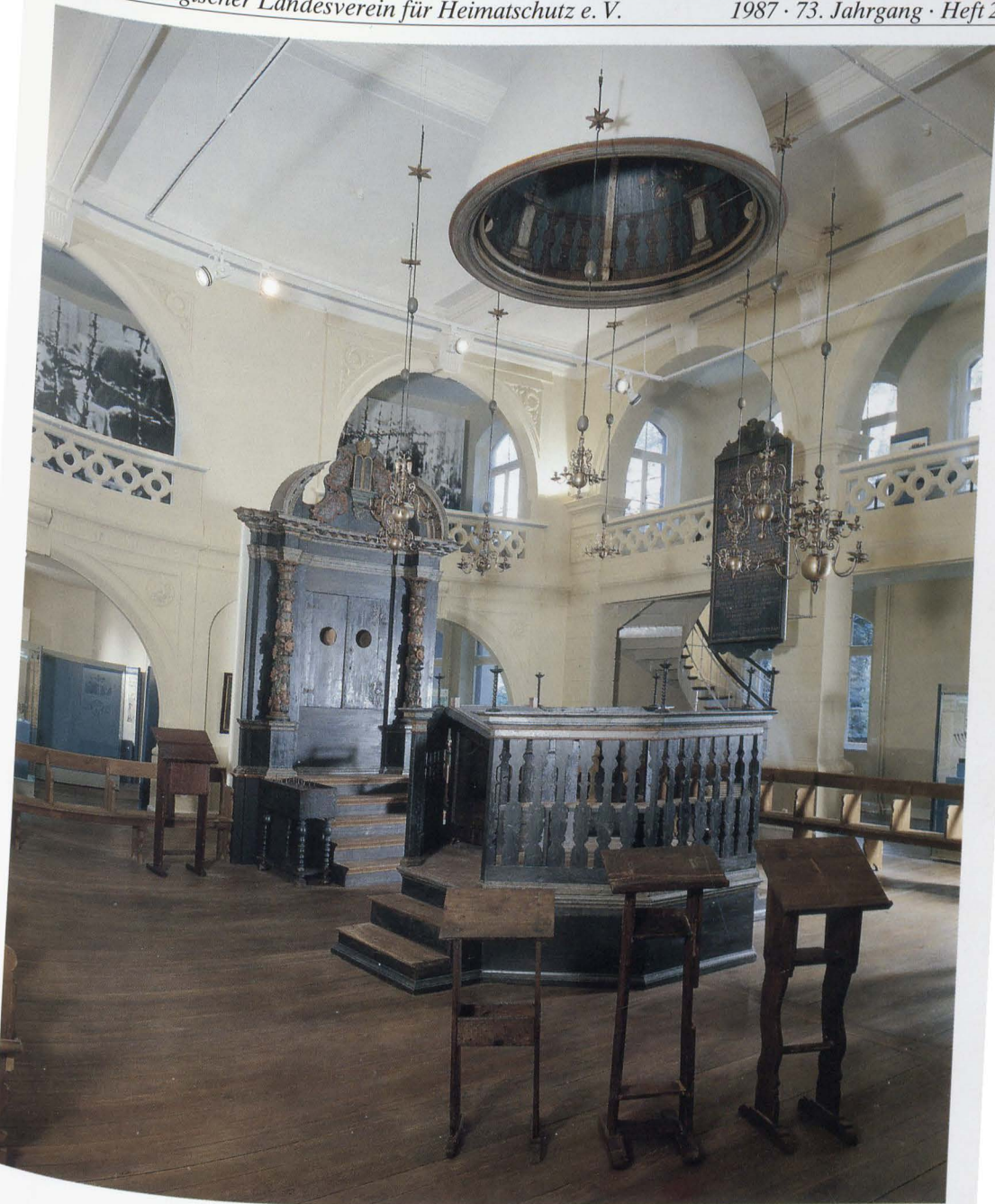
- ¹ Auf diesen Kirchenbau machte mich Hans Henning Grote aufmerksam, der auch manch nützlichen Hinweis auf mögliche kunstgeschichtliche Beziehungen gab.
- ² P. J. Meier/K. Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1904, S. 150 ff.
- ³ Schon bei Meier/Steinacker a. a. O. S. 153 wird auf die Verwandtschaft zwischen den Portalkapitellen von St. Martini und Ampleben hingewiesen.
- ⁴ Hans Henning Grote: Die frühgotische Architektur der Stadtpfarrkirche St. Marien zu Freyburg/Unstrut, Magisterarbeit (Masch. schriftl.) Braunschweig 1985, S. 106, 109.
- ⁵ H. H. Grote: a. a. O., S. 185, Anm. 174.
- ⁶ Hier sei wenigstens erwähnt, daß offenbar enge Beziehungen zwischen den Bauhütten von St. Katharinen und Riddagshausen bestanden, worauf Knauf in seinem Buch „Die Architektur der Braunschweiger Stadtpfarrkirchen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts“ S. 199 bei der Erläuterung des Katharinen-Obergeschosses hinwies.
- ⁷ Meier/Steinacker a. a. O. S. 152.
- ⁸ Meier/Steinacker a. a. O. S. 154.
- ⁹ Abbildung bei Gosebruch in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 14, 1975, S. 36.
- ¹⁰ Vgl. auch Gosebruchs Äußerungen zum „sächsischen Malerbuch“ in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 20, 1981, S. 56.
- ¹¹ Abbildungen bei M. Asche in ihrem Aufsatz: Die Wandmalerei in den Turmkapellen der Helmstedter Kirche St. Marienberg, im Braunschweiger Jahrbuch 1970, S. 9 ff.
- ¹² M. Gosebruch in: Niederdt. Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 14, 1975, S. 44.
- ¹³ Die Piscinen im Chor der Klosterkirche Walkenried sind fast getreue Kopien der Magdeburger Nischen, den Riddagshäuser Nischen fehlen aber bereits die einfassenden Säulchen.
- ¹⁴ Abb. bei Schubert/Beyer: Der Magdeburger Dom, Wien/Köln 1975, Abb. 88. Dem dort in Abb. 80 gezeigte Gegen des Erdgeschoßumganges fehlt noch das entschiedene Gegen einander von „Kelch“- und „Block“-blättern, lediglich das fächerartige Ausbreiten der Blätter, das wiederum dem Bischofsgangkapitell fehlt, konnte hier gelernt werden.
- ¹⁵ M. Gosebruch: Vom oberrheinisch-sächsischen Weg der Kathedralgotik nach Deutschland, Göttingen 1983, S. 83.
- ¹⁶ M. Gosebruch, Anm. 15), S. 32/33.
- ¹⁷ Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Kreis Paderborn, bearbeitet von A. Ludolff, Münster i. W. 1899, S. 40 ff. s. Anm. 17), S. 103/104.
- ¹⁸ Siehe auch Gosebruchs Ausführungen über die westliche Abstammung der Braunschweiger Dommaleien und die kölnische Herkunft des Marienberger Marientodes in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 14, 1975, S. 44.



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

1987 · 73. Jahrgang · Heft 2





Braunschweigische **Heimat**

Im Auftrag des Braunschweigischen Landesvereins
für Heimatschutz e. V. herausgegeben von

Gerd Biegel

1987 · 73. Jahrgang · Heft 2
Braunschweig 1987

Titelbild:

Teile der Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge
in der Abteilung Jüdisches Museum des Braunschweigischen Landesmuseums.

Foto: Jutta Brüdern, Braunschweig

© Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz

Geschäftsstelle: Burgplatz 1
Braunschweigisches Landesmuseum
D-3300 Braunschweig

Schriftleitung: Gerd Biegel
Burgplatz 1, D-3300 Braunschweig

Alle Zuschriften sind an den Schriftleiter zu richten;
ebenfalls Besprechungsexemplare und Sonderdrucke
von Aufsätzen, die im Literaturteil angezeigt werden
sollen.

Für die einzelnen Beiträge sind jeweils die Verfasser
verantwortlich.

Umschlagentwurf: Prof. Klaus Grözinger,
Braunschweig

Abbildungen:

Jutta Brüdern, Braunschweig (Umschlagbild);
Kurt Kronenberg (S. 81);
Rolf Jürgens (S. 99 u. 100);
Braunschweigisches Landesmuseum/Ilona Döring
(S. 89–98).

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR.: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.

Anmeldungen über die Geschäftsstelle Burgplatz 1,
3300 Braunschweig.

Postgirokonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308.
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111690,
Braunschweig

Druck: Waisenhaus-Druckerei GmbH,
Braunschweig

Inhalt

- 71 Gabriele Henkel
Großstadtproblematik und „Epochenschwelle“.
Berlin als episches Sujet in Wilhelm Raabes „Im
alten Eisen“ und Max Kretzers „Meister Timpe“
- 81 Kurt Kronenberg †
Ein Lebenslauf in symbolischen Bildern
- 84 Dirk Meyer
Fossil-Funde aus der Umgebung des Lustschlosses
Salzdahlum – Objekte ästhetischer Betrachtung und
verfälschender Bearbeitung im 18. Jahrhundert
- 89 Gerd Biegel
Braunschweigisches Landesmuseum I:
Ausstellungszentrum Hinter Aegidien und Ab-
teilung Jüdisches Museum 1987 neu eröffnet
- 99 Rolf Jürgens
Fahrspuren/Lebensraum für im Bestand bedrohte
Amphibien
- 101 Jörg Weber
„Heidenkirchhöfe“ im Mittelalter
- 103 Friedrich Brandes
Vergessene Dörfer
- 107 Buchbesprechungen

Anschriften der Autoren

Gerd Biegel, M. A.
Braunschweigisches Landesmuseum
Burgplatz 1
D-3300 Braunschweig

Friedrich Brandes
Allerstraße 6
D-3300 Braunschweig

Gabriele Henkel
Huttenstr. 12
D-3300 Braunschweig

Dr. Herbert Blume
TU Braunschweig
Mühlenpfordtstr. 22/23
D-3300 Braunschweig

Rolf Jürgens
Am Krähenfelde 7
D-3307 Schöppenstedt

Kurt Kronenberg †
Hildesheimer Str. 2
D-3353 Bad Gandersheim

Dirk Meyer
Bremer Str. 14
D-3000 Hannover 21

Jörg Weber
Im Dorfe 3
3302 Cremlingen

Gabriele Henkel

Großstadtproblematik und »Epochenschwelle«

Berlin als episches Sujet in Wilhelm Raabes »Im alten Eisen« und Max Kretzers »Meister Timpe«

Die epische Darstellung des Phänomens »Stadt« bzw. »Großstadt« hat bis vor kurzem keine Berücksichtigung in der literaturwissenschaftlichen Forschung gefunden. Ähnlich verhält es sich mit Wilhelm Raabes Erzählung »Im alten Eisen«, die zu den kaum beachteten Werken des Dichters zählt. Fast zeitgleich mit Raabes Erzählung (1887) ist Max Kretzers Roman »Meister Timpe« (1888) erschienen. Beide Autoren wenden sich in ihren Erzählwerken dem Sujet »Großstadt« am Beispiel Berlins zu. Während aber Raabe als Exponent des bürgerlichen Realismus gilt, wird Kretzer in gängigen Literaturgeschichten den Naturalisten zugerechnet. Die Untersuchung der Differenzen zwischen der realistischen und der naturalistischen »Großstadtbewältigung« soll in letzter Konsequenz auch die Frage klären, ob die Schwelle zur Großstadt-Thematisierung in der Literatur zwischen den beiden Werken liegt oder ob »Im alten Eisen« und »Meister Timpe« gewissermaßen jenseits der Schwelle zu diagnostizieren sind, wo die große Stadt zum epischen Sujet geworden ist.

I.

Bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts war die Großstadt in der deutschen Prosaliteratur kein Thema, so daß sich provokativ formulieren läßt: Die Stadt wurde verschmäht. Die Städte haben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, höchstens indirekt auf die Literatur eingewirkt und keinen unmittelbaren Niederschlag in ihr gefunden.¹⁾ Es wurde nicht versucht, die urbane Realität in ihrer Komplexität zu imaginieren.²⁾ Ein mögliches Motiv für die Verweigerung der deutschen Literatur gegenüber der Stadt mag im »kleinstädtischen Charakter« Deutschlands gelegen haben. Um 1830 spielte sich das Leben in den deutschen Staaten im allgemeinen in engen Kreisen ab und wurde von der jeweiligen Residenz bestimmt.

Das änderte sich jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Industrialisierung und der damit aufs engste verknüpfte Verstädterungsprozeß führten zum gesellschaftlichen Wandel und zur Dynamisierung des städtischen Lebens. Berlin entwickelte sich von der Residenzstadt zur Industriemetropole. Und so blieb der industrielle und wirtschaftliche Aufschwung nicht ohne Auswirkungen auf den Literaturbetrieb: Im Realismus und Naturalismus wendet sich der Blick der Autoren auf die unmittelbar erfahrene Wirklichkeit. Richtet sich damit das Augenmerk auch auf die Großstadt?

II

Raabe und Kretzer haben beide einige Zeit in Berlin gelebt. 1854 ging Wilhelm Raabe für einen zweijährigen Aufenthalt in die preußische Hauptstadt und ließ sich als Gasthörer an der Universität einschreiben. Berlin hatte allerdings damals noch nicht, wie später nach der Reichsgründung 1870/71, den Charakter einer Weltstadt oder Metropole. »Es war das Berlin Friedrich Wilhelms IV. in der Zeit des Nachmärz, der siegreichen Reaktion, das Berlin des späten Biedermeier [...].«³⁾ Dennoch hinterließen die Dimensionen der preußischen Residenzstadt einen tiefen Eindruck auf den Studenten Raabe, er widmete sich nicht nur den Studien an der Universität, sondern ebenso intensiv denen des Großstadtlebens. Mit dem Berliner Buchhändler und Leihbibliothekar August Stülpnagel verband Raabe ein freundschaftliches Verhältnis. Er war häufiger Gast in Stülpnagels Wohnung in der Kleinen Hamburger Straße im Norden Berlins.

Aus den Fenstern hatte man einen weiten Blick über freie Felder, auf denen die kleinen Häuschen der sächsischen Bauern standen, die damals in Massen nach Berlin, nach der Großstadt, strebten. [...] Raabe saß am Fenster, und der Buchhändler mußte ihm die Gegend erklären.⁴⁾

Raabes Unterkunft, die erste in der Spreegasse 11, die zweite in der Oberwallstraße, lag im alten Berlin. Daß er aber ebenso auch die Elendsviertel vor den Toren der Hauptstadt und die neueren, zum Teil noch im Bau befindlichen Stadtgebiete im Norden und Süden Berlins gekannt hatte, belegen seine Besuche bei Stülpnagel und seine Tagebuchaufzeichnungen aus

dem Jahr 1857. Die allgemeine Bebauung mit Mietskasernen, als Folge des Zustroms der ärmeren Landbevölkerung nach Berlin, begann bereits in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts,⁵⁾ und es ist anzunehmen, daß Raabe diese Bauvorgänge in seiner Studienzeit beobachtet hatte. So konnten ihm der Verstärkungsprozeß und die damit verbundenen sozialen Wandlungen nicht verborgen bleiben.

Raabe besaß ein reges Interesse für Tagesfragen. Den Anstoß zu seiner Erzählung »Im alten Eisen« erhielt er durch die Berliner Tagespresse:

Im Nachlaß Raabes fanden sich Zeitungsausschnitte, in denen von zwei Kindern berichtet wird, die nach dem Tode ihrer verwitweten Mutter, ganz auf sich gestellt, [...] Einsargung und Begräbnis ihrer Mutter besorgten.⁶⁾

Vergleicht man den Inhalt der Erzählung mit den Zeitungsartikeln, so fällt auf, daß Raabe den Quellen aus der Tagespresse weitgehend gefolgt ist. Der eine Zeitungsausschnitt (Die Armenleiche) beinhaltet eine Ortsangabe des Mietshauses, nämlich »in der Nähe des Kreuzbergs«⁷⁾, der andere Artikel (Sic transit gloria mundi) definiert die Lage eines Lumpenkellers, der Raabe als Vorlage für den Alteisenkeller der Frau Cruse gedient hat, mit »Charlotten- und Krausenstraßenecke«.⁸⁾ Es läßt sich vermuten, daß Raabe diese geographischen Standorte der Wohnungen auch für die Handlung seiner Erzählung ausgewählt hat.

Max Kretzer, 1854 in Posen geboren, verließ 1867 wegen des wirtschaftlichen Ruins des Vaters mit seinen Eltern die Geburtsstadt und ging nach Berlin. Dort bewohnte die Familie eine Hofwohnung im Norden der Stadt, in der Invalidenstraße 90,⁹⁾ und Kretzer ging als Lernbursche in die Stobwassersche Lampenfabrik in der Wilhelmstraße,¹⁰⁾ die im Zentrum Berlins gelegen war. Er teilte damit das Schicksal vieler Arbeiter in der sich rasch zur Industriemetropole entwickelnden Stadt. Aus eigener Erfahrung erlebte Kretzer, wie sich zu jener Zeit die sozialen Gegebenheiten in Berlin veränderten, er kannte die schlechten Wohnverhältnisse, das Elend der Arbeiterfamilien in den Mietskasernen. Dieses Großstadterlebnis beeinflusste Kretzers Romanwerk und die literarische Produktion einer ganzen Schriftstellergeneration, der Naturalisten. Raabe hatte noch die Industrialisierungs- und Verstädterungstendenzen der sogenannten »ersten Gründerzeit« in den 50er Jahren beobach-

tet, Kretzer hingegen wurde Zeuge des gewaltigen Aufschwunges in den 70er Jahren, denn er wohnte bis zu seinem Umzug nach Charlottenburg 1891 in der Reichshauptstadt. Die emporschießenden Fabrikanlagen, besonders im Osten Berlins, machten es den kleinen Handwerksbetrieben unmöglich, sich zu behaupten. Die Bodenspekulation nahm gerade in Berlin nach 1870 besonders krasse Formen an, weil sich hier Kapital und Menschen konzentrierten. Der Konkurrenzkampf des kleinen Handwerkers gegen die übermächtige Fabrik und die Bodenspekulation werden später in Kretzers Roman »Meister Timpe« zum zentralen Thema. In mancher Hinsicht stand Kretzer den Naturalisten nahe, die in die Stadt an der Spree geströmt waren und einige Zeit in den Berliner Arbeitervierteln hausten. In dieser Stadt »mußte man schwimmen, kämpfen, bestehen lernen: oder man mochte untergehen«,¹¹⁾ heißt es bei Gerhart Hauptmann in »Das Abenteuer meiner Jugend«. Hauptmann durchstreifte »die dunkelsten Viertel [...] in Berlin, wozu ihm in den Jahren 1885–1887 Kretzer ein ständiger Begleiter war.«¹²⁾ Auf Kretzers und Raabes Stellung zum Naturalismus und speziell zu Emile Zola soll an anderer Stelle noch näher eingegangen werden.

III

In Raabes »Im alten Eisen« bildet ausschließlich die Reichshauptstadt Berlin den Schauplatz für die Handlung. Andere Örtlichkeiten werden lediglich in Gesprächen zwischen den Erzählfiguren erwähnt oder in Rückwendungen genannt (Wien, Travemünde) und spielen insgesamt eine untergeordnete Rolle. In dieser Erzählung findet sich keine Gegenüberstellung von Stadt und Land wie in anderen Werken Raabes. Hier besteht vielmehr ein Kontrast von Innen- und Außenraum und von verschiedenen Wohnungen innerhalb einer Großstadt. Dabei ist die Zurückgezogenheit des Erzählers in die Dachstube aus der »Chronik der Sperlingsgasse« aufgegeben worden, die Figuren erleben Berlin direkt und nicht durch ein »Fenster- und Gassenstudium«.¹³⁾ Doch wird die Großstadtsicht weitgehend auf Innenräume reduziert. Die Schauplätze Lumpenkeller und Mietshaus erhalten dabei eine genauere Beschreibung als die bürgerlichen Wohnungen. Sichtbare, hörbare und »riechbare« Details kennzeichnen den Keller in sei-

ner ganzen Eigenartigkeit.¹⁴⁾ Aber selbst im relativ abgeschirmten Zufluchtsort Keller ist das »dumpe Getön und Getöse der Stadt, das von der Gasse herab in die Tiefe drang«¹⁵⁾ zu hören. Auch im Keller ist demnach die Außenwelt präsent. Bemerkenswert ist hierbei, daß gerade der unordentliche, dunkle Alteisenkeller den Ort der größten Menschlichkeit darstellt und eine gewisse Gemütlichkeit aufweist. Dennoch ist der Keller keine Idylle, sondern verkörpert gleichsam als »Gegen-Idylle« einen Raum, der durch seine Isolation auf die Mißstände in der Gesellschaft verweist.¹⁶⁾ Der Alteisenkeller ist somit keine Stätte weltfremder Behaglichkeit, Raabe »verwendet also das Idyll negativ – es ist kein ‚Vorbild‘, sondern ein Abbild der gesellschaftlichen Zwänge gegen das Individuum.«¹⁷⁾

Die eigentümliche Atmosphäre des Mietskasernenmilieus wird eindrucksvoll beschrieben, als eine Gruppe von Menschen, Uhusen, Cruse und Brokenkorb, das Haus bis in den fünften Stock hochsteigt. Raabe hat hier ein für das damalige Berlin typisches Wohnhaus ausgewählt. Die Wohnqualität in diesen Häusern nahm ab, je höher man wohnte.

Es war nun völlig Zwielicht geworden; aber noch hell genug, daß sie die Treppen in den untern Stockwerken des Hauses Nummer zehn ohne viel Gefahr für ihre gesunden Gliedmaßen überwand. Erst in der Höhe wurde der Weg bedenklicher; denn mit der Gebrechlichkeit und Steilheit der Treppen nahm die Dunkelheit zu, und sie fanden sich bald auf das vorsichtigste Tasten angewiesen.¹⁸⁾

Zwei Seiten lang wird der allmähliche Aufstieg der Gruppe beschrieben, dessen Beschwerlichkeit durch die Ausführlichkeit der Darstellung noch an Ausdruck gewinnt.

Der Friedhof ist die einzige Örtlichkeit, die einen Außenraum darstellt und von größerer Bedeutung ist. Geht man von der Annahme aus, daß Raabe den Schauplatz Mietskaserne gemäß des Zeitungsartikels in die Nähe des Kreuzbergs gelegt hat, so stimmt diese Angabe mit der Behauptung des »Gassenschmetterlings« Rotkäppchen überein, daß man den Friedhof in fünf Minuten erreichen könne.¹⁹⁾ Brokenkorb, Uhusen und Frau Cruse sind, »die anständigen Straßen der Stadt allmählich hinter sich«²⁰⁾ lassend, in südlicherer Gegenden gefahren, demnach von der

Charlotten-, Ecke Krausenstraße bis zur Gegend um den Kreuzberg. Sowohl nördlich als auch östlich des Kreuzbergs befinden sich mehrere Friedhöfe, die für den Kirchhof der Erzählung in Frage kommen würden. Der Friedhof hat im Verlauf des Geschehens eine besondere Funktion. Er stellt einen Sammelpunkt dar, wo die Hauptfiguren der Erzählung sich treffen, zugleich erscheint er als »ruhige Stätte«, die im Kontrast steht zu den »lebendigen« Gassen der Großstadt. Der Kirchhof ist zweigeteilt und besteht aus einem Armenfriedhof und einem Teil für die begüterten Bürger der Stadt. Diese Abgrenzung entspricht auch der räumlichen Trennung zwischen armer und reicher Bevölkerung Berlins. Die Raumverhältnisse spiegeln die menschlichen Verhältnisse wider: »Den Elendsquartieren der Mietskasernen standen die gehobenen und guten Wohnviertel gegenüber, in denen die Häuser [...] eindrucksvoll herausgeputzt waren.«²¹⁾ Brokenkorb wohnt in einer »hochachtbaren Geschäftsgegend«, horizontal betrachtet immerhin so weit entfernt, daß Uhusen vom Keller aus zu ihm mit der Droschke fährt.

Das Großstadtmotiv Verkehr hat jedoch noch keinen Einzug in die Erzählung Wilhelm Raabes gefunden. Die Droschke ist das einzige Verkehrsmittel, das im Verlauf des epischen Geschehens benutzt wird, obwohl seit ca. 1871 bereits Pferdeomnibusse²²⁾ und seit 1882 die Stadtbahn²³⁾ durch Berlin gefahren sind. Technische Errungenschaften, mit Ausnahme der Straßenbeleuchtung, die es schon seit etwa 1825 gab,²⁴⁾ tauchen in »Im alten Eisen« nicht auf.

IV

»Meister Timpe«, den Roman vom Existenzkampf des Kleinhandwerks in Berlin zur Zeit der Gründerjahre, hatte Max Kretzer ganz unter dem Eindruck seiner persönlichen Beobachtungen, dem Siegeszug der gewerblichen Güterproduktion, geschrieben. Weite Schichten des Bürgertums gewannen an Macht und Einfluß, während sich die Grenzen zwischen Handwerkerstand und Arbeiterschaft mehr und mehr verwischten. Auch Kretzers Roman spielt ausschließlich in Berlin. Die Überschrift des ersten Kapitels suggeriert einen fast dörflichen Charakter der Großstadt: »Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n« und deutet damit bereits indirekt die geogra-

phische Lage des Stadtviertels an, das im weiteren Verlauf des Romangeschehens eines der wichtigsten sein wird. Es ist der Osten Berlins, das Stralauer Viertel, eine Gegend, die vom Zentrum Berlins für damalige Verhältnisse weit entfernt war. Dieser Stadtteil, dessen Lage genau angegeben wird mit »von dem Schlesischen- bis zum Rosenthaler-Thor«, ist in den letzten Jahrzehnten nicht organisch gewachsen. Zu den einzelnen Handwerkerhäuschen hatten sich im Laufe der Zeit wegen des starken Zustroms der Landbevölkerung große Mietskasernen gesellt, ein neues Stadtviertel war aus dem Boden emporgeschossen.

Altehrwürdige Giebedächer mit Mansardenfenstern blickten auf ihn [Timpe] herab. Unregelmäßig standen die Gebäude am schmalen Trottoir, [...]. Nur vereinzelt überragte ein vierstöckiger Steinkasten, [...], die vorväterlichen Wohnstätten, um einem stummen Wahrzeichen gleich den Segen der neuen Zeit zu verkünden.²⁵⁾

Einerseits wird das Erwachen der Großstadt mit dem Krähen eines Hahnes beschrieben, andererseits zeigt sich bereits auf den ersten Seiten des Romans das Großstädtisch-Industrielle mit aller Deutlichkeit:

Dunkler zu gewaltigen Ringen geballter Qualm entstieg von Feuergarben begleitet den geschwärzten Schloten; wie der Gigantenlunge eines unsichtbaren Ungeheuers entstoßen, strömte er dem graublauen Aether zu, verwob sich allmählich mit der Dunstwolke, die den Horizont noch verschleierte.²⁶⁾

Das Haus Timpes, das die gesamte Romanhandlung hindurch eine zentrale Funktion erfüllt und die wichtigste Örtlichkeit verkörpert, wird genau geschildert. Kretzer beschreibt die relevanten Örtlichkeiten nicht nur, wenn er sie einführt, sondern er malt seine »Bilder« im folgenden immer detaillierter aus. Die außergewöhnliche Lage des Handwerkerhauses ist von großer Bedeutung für das Geschehen. Kretzer beschreibt mit geradezu architektonischer Genauigkeit die ungewöhnliche, das Gesamtbild der Umgebung störende Lage des Hauses.²⁷⁾ Das Wohnhaus des Meisters wird in diesem Zusammenhang mit einem steinernen Keil verglichen, der sich in die Straße hineingeschoben hat. Die Stadtplanung und -entwicklung haben dieses Gebäude in seine absonderliche Situation getrieben. Mit vielen Details, mit genauer Kennzeichnung durch Straßennamen, durch

umliegende Gebäude (Eisengießerei, Zementfabrik, Mietskasernen), durch Nennung des Flusses, der Spree, wird im sechsten Kapitel ein genaues Gesamtbild des Großstadttreibens gegeben. »Ein Mittel, bild des Großstadttreibens gegeben. «Ein Mittel, dem Wirklichkeitsausschnitt die Authentizität zurückzugeben, ist die Verlagerung der Erzählerperspektive in die Personen.«²⁸⁾ Der Blick des Betrachters Timpe wandert hier von den Fabriken am östlichen Ufer der Spree den Fluß hinauf, vorbei an Wohnhäusern mit Gärten, an Abladestellen der Kähne, an Schiffswerften, bis zur Ziegelei. Kretzer entwirft ein regelrechtes Stadtpanorama, indem er Nahes und Fernes, Statisches und sich Bewegendes in seine Schilderung mit einbezieht. Er hat sich nicht scheut, die Schauplätze topographisch genau wiederzugeben und mit ihren realen Bezeichnungen zu nennen. Der Leser seiner Romane sollte die Stätten kennen, »von denen er las, weil ihm dann umso wahrscheinlicher und glaubwürdiger die Schicksale der Figuren [...] erschienen«.²⁹⁾ Viele typische Berliner Örtlichkeiten werden in Kretzers Roman jedoch nur erwähnt und nicht näher beschrieben, sie befinden sich hauptsächlich im Norden und Osten der Stadt. Die Darstellung der großstädtischen Innenwelt, d. h. die Ausgestaltung der Wohnräume, ist im Gegensatz zu Raabes Erzählung wenig präzise. Auch gibt es in »Meister Timpe« keine Beschreibung einer Mietskasernen-Innenwelt oder Kellerwohnung. Selbst die Fabrik, die im Romangeschehen eine zentrale Bedeutung hat, wird nur von außen beschrieben. Das verwundert deshalb, weil der Autor doch das Innenleben einer Fabrik aus eigener Anschauung gekannt hat.

Kretzers Roman legt eindrucksvoll Zeugnis davon ab, wie die neuen Verkehrsmittel als Folge des Städtewachstums Einzug in das Großstadtleben hielten. Von verschiedenen Fortbewegungsmitteln ist die Rede, vom Omnibus, von den Pferdebahnwagen und von der Stadtbahn. Außerdem kommen noch die alten städtischen Verkehrsmittel, die Droschken, vor, deren Benutzung zu dieser Zeit meistens nur für wohlhabende Stadtbewohner erschwinglich war. Die Fertigstellung der Stadtbahn spielt in »Meister Timpe« eine besondere Rolle. Kretzer hat sich auch hier nach den Ereignissen der städtischen Entwicklung zur damaligen Zeit gerichtet: 1871 wurde der Plan für den Bau der Stadtbahn zwischen Charlottenburg und Stralau entworfen.³⁰⁾ Was sich dort vor den

Augen Meister Timpes aufbaute, war eine neue Großstadtwelt, die »immer gewaltiger und kühner emporstrebte.«³¹⁾ Diese Großstadtentwicklung, hier symbolisiert im Bau der Stadtbahn, richtet sich gegen Meister Timpe und wird zur Bedrohung seiner Existenz. Der Bau der Bahn bietet dem Meister ein Bild der Zerstörung seiner Umgebung und wird ihm immer mehr zum Verhängnis, da er nicht bereit ist, sein Grundstück, das von der zukünftigen Linie der Stadtbahn berührt wird, zu verkaufen. Timpe wird zum Außenseiter, er verbarrikadiert sich in seinem Haus und zieht sich fast völlig aus dem Großstadtleben zurück.

Einer ihrer Pfeiler berührte die hintere Giebelwand so dicht, daß der Meister vermeinte, ihn mit der Hand berühren zu können. [...] Und je weiter die Steinmassen sich rechts und links ausdehnten, um zu einem riesigen Ringe zu werden, je beengter fühlte sich der Meister [...]. Immer winziger und ruinenhafter erschien ihm sein Häuschen Angesichts des ersten kühnen Bogens, der sich von einem Pfeiler zum andern spannte.³²⁾

Der Roman endet mit dem Siegeszug der Stadtbahn, die unter den Jubelrufen der Menge ihre erste Fahrt antritt, gerade in dem Moment, als man den toten Meister in seinem Haus auf ein Sofa legt. Hiermit verdeutlicht sich zugleich der Triumph des neuen gegenüber dem alten Berlin und damit der Sieg der Stadtbahn, der Erscheinung der modernen Zivilisation, gegenüber Meister Timpe, dem Repräsentanten und Verfechter der alten Großstadtwelt.

Max Kretzer hat, im Gegensatz zu Wilhelm Raabe, den Zustrom der Arbeitermassen in die Stadt, die sich verschärfenden sozialen Gegensätze und das Aufkommen der Sozialdemokratie in Berlin in seinem Roman thematisiert. Mit viel Genauigkeit richtet er sich nach den realen politischen Ereignissen in dieser Zeit: Die Erbitterung der Arbeiter über ihre soziale Lage hatte in der Reichshauptstadt, besonders im Berliner Osten, erheblich zugenommen.³³⁾ Auf der Versammlung der Arbeiter läßt Kretzer durch die Reden Timpes und eines Fabrikarbeiters die großstädtische Alltagswelt der unteren Schichten Revue passieren. Durch das Medium der Figuren schildert der Autor, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse im Berlin der Gründerjahre aussahen.

V

Sowohl in Raabes Erzählung als auch in Kretzers Roman stellt die Großstadt Berlin nicht nur einen passenden Hintergrund für das epische Geschehen, ein geeignetes Lokalkolorit, dar, sondern erfüllt eine konstitutive Funktion. Das Sujet Großstadt ist demnach nicht zufällig gewählt oder austauschbar innerhalb der Romanhandlung. Berlin hat vielmehr eine direkte Einwirkung auf die Erzählfiguren, so daß ihre Handlungen gleichsam als Reflexe oder Reaktionen auf die städtische Umgebung erscheinen. Die Großstadt Berlin, seit Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend Schnitt- und Sammelpunkt für Industrialisierung, Technisierung und tiefgreifende Veränderungen im sozialen und städtischen Gefüge, liefert eigentlich erst den Anstoß für das, was sich im epischen Geschehen vollziehen wird. Der Raum, Grundbedingung jeder menschlichen Existenz, bildet in den Erzählwerken die Voraussetzung für den Ablauf der Handlung. Doch darf die Rolle der Großstadt nicht nur auf diesen einen Aspekt verkürzt werden. Die Präsenz Berlins ist das gesamte Geschehen hindurch evident. Stadt und Romanhandlung, Stadt und Figurenkreis stehen in ständiger Wechselbeziehung zueinander, so daß sowohl das Berlin in »Im alten Eisen« als auch das in »Meister Timpe« nicht nur Voraussetzung, sondern vielmehr Basis für die Begebenheiten und Entwicklungen darstellt.

Die Großstadtwirklichkeit, die das alltägliche Leben ihrer Bewohner durchdringt und bestimmt, wird bei Raabe und Kretzer versinnbildlicht im »Kampf ums Dasein«. Die »heiße[n] Daseinsschlacht in dem großen, furchtbaren, anfang- und endlosen Drama des Lebens«,³⁴⁾ dieses »Stirb Du, damit ich lebe«,³⁵⁾ die täglichen Sorgen und Kämpfe beziehen sich nicht nur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern meinen auch die großstädtische Wirklichkeit. Denn gerade im städtischen Leben zeigen sich die Auswirkungen des »große[n], soziale[n] Kampf[es] des Jahrhunderts«³⁶⁾ besonders deutlich, kumulieren und konzentrieren sich die Folgeerscheinungen der Industrialisierung. Für die einzelnen Erzählfiguren heißt das, eine Rolle zu spielen, sich anzupassen und zu behaupten in einer Umwelt, in der innere Werte keine Rolle mehr spielen.³⁷⁾ So unterschiedlich das epische Geschehen der beiden Erzählwerke auch ist, ihnen liegt dieselbe Großstadtsicht zugrunde, die das städti-

sche Alltagsleben mit einem Kampf um das Bestehen in der »unruhvollen Wirklichkeit«³⁸⁾ vergleicht. Aber während Raabe den gemeinsamen Kampf einer Gruppe von Menschen, positiver Außenseitergestalten, gegen die Schwierigkeiten im Großstadtleben darstellt, zeigt Kretzer den »Kampf aller gegen alle«³⁹⁾ den Kampf der Arbeiter gegen die Ausbeuter und den des Kleinhandwerks gegen die Fabrik, den Konkurrenzkampf der Fabrikanten untereinander und nicht zuletzt den Kampf Timpes gegen die neue Großstadtwirklichkeit. Sowohl in Kretzers Roman als auch in Raabes Erzählung zeigt sich die Großstadt in der Entfremdung der Menschen von der sie umgebenden städtischen Wirklichkeit. Das verdeutlicht sich z. B. im Fehlen des nachbarschaftlichen Bezuges. Schon auf den ersten Seiten von »Im alten Eisen« beschreibt der Erzähler die Anonymität und die mangelnde Hilfsbereitschaft in einem Mietshaus. Der Gegensatz von Stadt und Land stellt sich für Wilhelm Raabe vorwiegend als ein Gegensatz von Entfremdungs- und Geborgenheitsraum dar.⁴⁰⁾ Eine wichtige Funktion erfüllen deshalb die Behausungen der Menschen. Raabe und Kretzer thematisieren beide den Rückzug eines Menschen in den Schutz seiner Wohnung. Frau Cruse wohnt unter der Stadt, im Keller, und bewahrt sich zwischen alten Lumpen und altem Eisen ihre eigene Welt in der Großstadtwirklichkeit. Auch die beiden Kinder finden hier Schutz und Geborgenheit, die sie im Mietshaus nicht erhalten haben. Humane Lebenshaltung kann sich nur noch in der Zurückgezogenheit von der Öffentlichkeit, in der Absseitigkeit, bewahren.⁴¹⁾ Timpe flüchtet sich vor der städtischen Entwicklung und ihren Bedrohungen in sein Handwerkerhaus, in dem er noch ganz er selbst sein und den gewohnten Arbeiten nachgehen kann. Der Alteisenkeller und Timpes Haus haben den Charakter einer Burg, einer Höhle, in die sich die Menschen, die sich »draußen« nicht zurechtfinden, zurückziehen können. Dabei fällt auf, daß einerseits die außergewöhnliche Beschaffenheit des Kellers dem besonderen Charakter der Bewohnerin entspricht und andererseits die ungewöhnliche Lage des Timpeschen Hauses die Außenseiter-Situation des Meisters widerspiegelt. In beiden Erzählwerken kongruieren Mensch und Behausung auf besondere Weise.

Doch zeigt das Ende von Raabes Erzählung, daß auch »im ewig gleichen, sinnlosen Fluß des Alltagsle-

bens [...] Raum für das Besondere«⁴²⁾ ist. Der Schluß von »Im alten Eisen« ist als positiv zu bezeichnen: Die Erzählfiguren haben ihren Alltag bewältigt, sie haben sich in der großen Stadt gefunden und gegenseitig geholfen. Aber nachdem sie das Leben in der Großstadt gemeistert haben, drehen sie dieser Stadt den Rücken zu. Damit verdeutlicht sich, daß die Figuren in Raabes Erzählung nicht durch die Außenwelt determiniert sind. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zur naturalistischen Dichtung begründet. In Kretzers Roman verhält es sich anders: Timpe ist nicht in der Lage, sich im neuen Großstadtleben zurechtzufinden, seine Existenz wird nach und nach zerstört, ohne daß er sich wirklich helfen kann. Die Frage nach einer Flucht aus Berlin, nach einem Auszug aus der Großstadt, stellt sich für ihn nicht. Er ist mit der Umwelt, in der auch schon seine Vorfahren gelebt haben, zu sehr verwachsen. Diese Determiniertheit des Meisters zeigt Kretzers Anlehnung an die naturalistische Thematik. Der Mensch als Produkt seiner Umgebung vermag nicht, ihr zu entfliehen, selbst dann nicht, als ihm ein Leben in dieser Umgebung nicht mehr möglich ist. Timpes Selbstmord erscheint zwar als autonomer Akt, ist in Wirklichkeit jedoch fremdbestimmt und ferngesteuert von außerpersonalen Faktoren oder dem Versagen zwischenmenschlicher Beziehungen.⁴³⁾ Eine Abfolge von Begebenheiten bedrängt das Individuum, läßt Umwelt und Gesellschaft als Schuldige erscheinen, die den Untergang des einzelnen »in einem Kontext inhumaner Selektion, welcher die Verwundbarsten am ehesten eliminiert«⁴⁴⁾ zu verantworten haben. Der Kampf ums Dasein in Raabes Erzählung hat demgegenüber keinen Bezug zur Darwinschen Lehre, zur Selektionstheorie, in der die sozial Benachteiligten zum Opfer der Stärkeren werden. Zwar faßt auch Raabe die Großstadt als Kampfplatz auf, doch sind seine Figuren autonom handelnde Personen.

VI

Es ist bereits festgestellt worden, daß Wilhelm Raabes Großstadtsicht weitgehend auf Innenräume reduziert ist, während Max Kretzer die großstädtische Außenwelt ausgiebig schildert. Die z. T. detaillierten Stadtbeschreibungen Kretzers weisen eine Nähe zur Photographie auf. Sein literarisches Anlie-

gen darf jedoch nicht auf die bloße Nachahmung der Wirklichkeit verkürzt werden.

Man spricht jetzt so viel von der Objektivität in der Dichtung und meint damit die kühle, parteilose, sachliche, wissenschaftliche Beobachtung und Wiedergabe der Wirklichkeit. Diejenigen, die in ihr das Allheilmittel erblicken, sind sicherlich keine wahrhaften Dichter; sie werden vielleicht vorzüglich *sehen*, sie werden den Menschen so auffassen wie sie ihn erblicken, sich über ihn vorzüglich ausdrücken, aber sie werden ihn noch lange nicht ergründet haben.⁴⁵⁾

Max Kretzer teilte die Zielsetzungen der Naturalisten, das reale Leben naturgetreu, ohne falschen Schein und idealisierte Zutaten, einzufangen⁴⁶⁾ und die großen sozialen Veränderungen, speziell in der Großstadt, widerzuspiegeln. Aber es bestehen auch große Differenzen zwischen beispielsweise Arno Holz und Max Kretzer. Für Holz, den Vertreter des konsequenten Naturalismus, war der Gegenstand, das Sujet, in seiner Bedeutung der Methode, der literarischen Technik, nachgeordnet und wurde von pragmatischen Kriterien bestimmt.⁴⁷⁾ Dagegen hatte Kretzer nie einen Zweifel daran gelassen, daß er der Großstadtwirklichkeit und der damit verbundenen sozialen Frage Rechnung tragen wollte, das es ihm um das soziale Sujet ging. Er »befaßte sich weder mit dem technischen Problem, Wirklichkeit in Sprache umzusetzen, noch mit dem wissenschaftlichen, Wirklichkeit aus Naturgesetzen zu erklären«.⁴⁸⁾ So wird auch Kretzers ambivalente Haltung gegenüber Emile Zola, dessen Werk und Theorie (*Le Roman Expérimental*, 1880) den Naturalisten wichtige Anregungen lieferten, nachvollziehbar. Zolas Versuch, überlebte Ideale aufzugeben und den Menschen darzustellen, wie ihn das technisierte Zeitalter geformt hatte, begrüßte Kretzer, aber er lehnte das Verfahren des »wissenschaftlichen« Romans ab.

Ich glaube das Richtige zu treffen, wenn ich behaupte, das hinter meinen Figuren immer der *Mensch* Kretzer steht, nicht bloß der Autor, der sie mit berechnender Kühle zu dirigieren pflegt, [...].⁴⁹⁾

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß auch Wilhelm Raabe Anregungen durch die Lektüre von Romanen Zolas erhalten hatte. Im Tagebuch

Raabes findet sich am 2. 4. 1882 ein Nachweis, daß er sich mit »Nana« vertraut gemacht hatte:

Zolas Roman schließt mit einer Schilderung von Nanas Leiche in einem Zimmer im Grand Hotel, während draußen Menschenmengen durch die Straßen von Paris ziehen [...]. *Im alten Eisen* beginnt in *Berlin* mit einem fast identischen Motiv, das aber einen völlig anderen Gehalt hat: die Wache von zwei Kindern bei der Leiche ihrer Mutter.⁵⁰⁾

Stoffwahl und Milieudarstellung in »Im alten Eisen« weisen eine Nähe zum Naturalismus auf. Charlotte Jolles geht in ihrem Beitrag »Wirklichkeit im Märchenton« im Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1981 davon aus, daß die Großstadtwirklichkeit, wie sie Raabe in dieser Erzählung schildert, zu damaliger Zeit ein erzählerisches Wagnis war. Dieser Vorstoß in eine neue literarische Epoche, die in der Öffentlichkeit wegen der »krassen Elendsmalerei« verschrien war, habe nach einer Korrektur verlangt. Für Jolles ist dieses Korrektiv im Märchenton der Erzählung, im »beruhigenden Fingerzeig«⁵¹⁾ daß alles gut enden wird, gegeben. Doch es scheint in diesem Zusammenhang ein anderer Aspekt von größerer Bedeutung zu sein: Die Verbindung von naturalistischem Milieu einerseits und Märchenton auf der anderen Seite entspricht Raabes eigener ambivalenter Haltung zum Naturalismus. In einem Aphorismus vom 19. 7. 1892 äußert Raabe entschieden Kritik an der naturalistischen Literatur:

aber nicht ihr Kellerluftschnapper, ihr Dunkelmalter, die ihr nur eine neue Tagesphrase gefunden habt! O ihr Asthmatiker der Kunst!⁵²⁾

Doch gerade das Milieu in »Im alten Eisen«, die bedrückende Atmosphäre im Keller oder auf dem Friedhof, hätte ein naturalistischer Schriftsteller nicht besser – im Sinne von naturalistischer – einfangen können. Es ist demnach also weniger das Was als das Wie der Darstellung, das Raabe an den Werken der Naturalisten kritisierte. Weil für ihn die Art und Weise des Erzählens nicht zu trennen ist von der dichterischen Intention, einen tieferen Sinnzusammenhang sichtbar zu machen, lehnte er die »photographische« Darstellungsweise, die »Abschilderung« von Ereignissen, ab. Hier ähnelt seine Haltung der von Max Kretzer. »Naturalismus: Die wundervollste Photographie ist nichts gegen das Bild eines wirklichen

Künstlers«. ⁵³⁾ So ist auch »Im alten Eisen« nicht nur die Wiedergabe eines erschütternden Tagesereignisses, sondern zeigt die Bewahrung der humanen Kräfte in der chaotischen, trostlosen Großstadtwirklichkeit.

Wenn Raabe die Großstadt schildert, »so schreibt er sie nicht ab« im Sinne lokaler Bestimmbarkeit und Wirklichkeit, sondern formt sie um zu höherer, symbolhafter Einheit«. ⁵⁴⁾ Zwar hat Raabe Berlin gekannt und auch eigene Lokalstudien betrieben, aber er sah die Hauptaufgabe des Dichters darin, »die getrennten Bereiche von Faktizität und Sinn in seinem Erzählen ausdrücklich miteinander zu vermitteln«. ⁵⁵⁾ Dabei ist die Symbolik ein wichtiges dichterisches Mittel Wilhelm Raabes, Poesie und Realität zu verknüpfen.

Alle Poesie ist symbolisch. Schilderung der Wirklichkeit höchstens nur ein interessantes Lesewerk. Hole ich das Bleibende aus der Tiefe, so hebe ich es über die tagtägliche Realität; [...]. ⁵⁶⁾

Damit wird das Dargestellte zugleich erweitert und vertieft, indem die gegenständliche Wirklichkeit in ihrem Eigenwert relativiert und durch einen symbolischen Realismus überhöht wird. ⁵⁷⁾ Speziell das Raumsymbol besitzt in Raabes Alterswerk eine zentrale Funktion. So stellt der Lumpenkeller nicht nur vordergründig eine Alteisenhandlung dar, sondern bezieht sich symbolisch auf die Situation der Frau Cruse, die »ins alte Eisen« geraten war. Diese Symbolik, die alle raum-zeitlichen Erscheinungen auf einen hintergründigen Sinnzusammenhang bezieht, eng verwoben in das Erzählganze, geht aus von der konkreten Wirklichkeit des Einzeldinges. ⁵⁸⁾ Das in der Erzählung dargestellte »Stück Welt« ist dabei möglichst klein, denn für Raabe war die Beschränkung des Wirklichkeitsausschnittes eine Bedingung für die Schaffung eines übergeordneten Sinnzusammenhangs. Nur die Verknüpfung von Faktum und übertragenem Sinn gibt Einsicht in die geschilderte Wirklichkeit in Raabes Erzählwerk.

In gewisser Weise hat Raabe den Naturalismus für seine Zwecke genutzt, indem er gerade durch die Verbindung von naturalistischem Milieu und Märchentönen in dieser Erzählung auf Diskrepanzen in der Wirklichkeit aufmerksam machen wollte. Der Kontrast von Stoff und Darstellungsweise verhindert eine unkritische Rezeption der geschilderten Ereignisse

und wird so zur Kritik an der Gesellschaft. Der Märchentönen hat also nicht die Funktion einer Harmonisierung, zumal er nicht konsequent durchgehalten wird und immer von der »unruhvollen« Wirklichkeit überdeckt wird. Es ging Wilhelm Raabe also nicht um eine Verklärung der Realität, sondern um Klärung und Einsicht. Im Mittelpunkt stand dabei die Aufhebung von Entfremdung und Determination des Menschen und die Beseitigung der Spannung zwischen Ich und Wirklichkeit.

Auch in bezug auf die Verwendung von Symbolen gibt es Ähnlichkeiten zwischen Raabe und Kretzer. Immer wieder verweisen Motive oder Details der Romanhandlung in »Meister Timpe« auf einen größeren Zusammenhang. Einzelne Gegebenheiten im Ablauf des Geschehens beziehen sich über ihren begrenzten Inhalt hinaus auf übergeordnete Bedeutungen. Der Naturalist findet im Haus eines seiner Lieblingssymbole. ⁵⁹⁾ Auch in Kretzers Roman ist das Handwerkerhaus das bedeutendste Symbol. Die Machtlosigkeit des Meisters vor der expandierenden Großstadt wird symbolisch dargestellt in der Bedrängung des Hauses durch die Fabrikanlage. Und ebenso wie Timpes Haus zum störenden Punkt in der Umgebung wird, entwickelt sich auch Timpe selbst zum Sonderling und Außenseiter. Auch der Stadtbahn kommt eine symbolische Funktion zu. Sie ist das Sinnbild der neuen Zeit, des modernen Berlins, das von der Menge umjubilert wird, jedoch ihren Sieg zu Lasten des alten Berlins und Timpes erobert.

Pierre Angel irrt in seiner Untersuchung »Max Kretzer. Peintre de la société berlinoise de son temps«, wenn er feststellt, Kretzers Darstellung sei »plus visuel qu'auditif«. ⁶⁰⁾ Das Sichtbare einer Situation ist für Max Kretzer zwar sehr wichtig, doch gerade in der Beschreibung des Fabrikbaus oder der Großstadt Berlin verwendet er immer wieder Laute und Geräusche. Kretzers visuelle Auffassungsgabe erreicht bei weitem nicht die Genauigkeit eines Arno Holz. Eine so detaillierte Beschreibung, die in der Bezeichnung »Sekundenstil«, der Kongruenz von Erzählzeit und erzählter Zeit, ihren Ausdruck fand, gibt es bei Kretzer nicht. Er folgt also nur in bezug auf Stoff und Sujet naturalistischen Zielsetzungen, zugrunde liegt seinem Werk eine sozialreformerische, moralische Absicht. Für Kretzer ist der Roman nicht Mittel wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern ein

Instrument der Ethik. Die detaillierte Schilderung Berlins in »Meister Timpe« hat ihren Sinn nicht nur in der genauen Wiedergabe der äußeren Verhältnisse, sondern vor allem in der Rückwirkung der Großstadtswelt auf die Schicksale der dargestellten Menschen. »Realistisch« war die besondere Aufmerksamkeit, die Kretzer auf den räumlichen Kontext der Romanfabel richtete; er benutzte ihn als »Weltaußenraum«, d. h. als wichtige Grundbedingung menschlicher Existenz, und wie bei Raabe kam dem Raum dabei auch eine symbolische Bedeutung zu.⁶¹⁾

VII

Die Jahre 1887/1888 kennzeichnen gewissermaßen eine literarische Übergangssituation. 1889, ein Jahr nach dem Erscheinen von »Meister Timpe«, erfolgt der Durchbruch des Naturalismus auf der Bühne mit der Erstaufführung von Gerhart Hauptmanns »Vor Sonnenaufgang«. In den folgenden Jahren erreicht die naturalistische »Epoche« ihren Höhepunkt. Damit ist der Realismus keineswegs abgelöst worden – einige wichtige Romane Raabes und Fontanes z. B. wurden erst nach 1890 geschrieben – ,aber durch die »Revolution« in der Literatur des Naturalismus wurde dem Realismus für einige Zeit die Vorrangstellung genommen.

Die Analyse der beiden Erzählwerke von Raabe und Kretzer hat gezeigt, welche Ähnlichkeiten in der Milieuwahl und Darstellungsweise zwischen der Erzählung des Realismus und dem naturalistischen Roman bestehen. Es zeigt sich, wie eng die Beziehungen zwischen der gesellschaftlichen Situation einer Zeit und den Stoffen und Motiven in der Dichtung sind. Die sozialen, politischen und literarischen Verhältnisse in der Schwellensituation 1887/1888 sind verantwortlich für eine Kongruenz von Realismus und Naturalismus. Max Kretzer als Vertreter des Naturalismus hat in seinem 1888 erschienenen Roman keineswegs die »literatur-revolutionäre Richtung« der »erste[n] Kunstrichtung der Moderne«⁶²⁾ dargestellt. »Meister Timpe« repräsentiert in der epischen Gestaltungsweise, bezogen auf die subjektive Anteilnahme des Erzählers und die Verwendung von Symbolen, weniger den Durchbruch einer neuen literarischen Richtung, sondern zeigt vielmehr ein Verhaftetsein in der Epoche des Realismus. »Im alten Eisen«

wiederum verweist in der Stoffwahl und Milieudarstellung bereits auf die »Moderne«. Raabes Stil war nicht der des Naturalismus, aber er hat in seiner sozialen Haltung vorweggenommen, was das Ethos der naturalistischen Dichtung ausmacht.⁶³⁾ Bei Wilhelm Raabe wird die Großstadt, trotz der Bedeutung für das epische Geschehen, nur angedeutet, mit wenigen Details beschrieben und hauptsächlich durch die Gestaltung von Innenräumen geschildert. Max Kretzers Roman steht für einen Neubeginn in der Großstadtssicht der Prosaliteratur, weil hier die Stadt über große Textpassagen hinweg direkt thematisiert wird und auch die Arbeiterviertel nicht ausgespart werden. Während Kretzer das Problem der Verstädterung und Industrialisierung unmittelbar auf die Verhältnisse im damaligen Berlin bezieht, möchte Raabe im »Kampf ums Dasein« in der Großstadt auf den Daseinskampf in der Welt verweisen. Die These, daß der Naturalismus keinen eigentlichen Neubeginn, sondern vielmehr eine radikalisierte Fortsetzung des Realismus darstellt, findet im Hinblick auf diese beiden Werke ihre Bestätigung. Raabes Erzählung und Kretzers Roman illustrieren eine Schwellensituation, die ein doppeltes Gesicht hat und einmal eine Zusammengehörigkeit meint,⁶⁴⁾ zum anderen aber zeigen, daß »Im alten Eisen« und »Meister Timpe« dennoch zwei verschiedenen »Epochen« angehören.

Anmerkungen:

¹ Vgl. hierzu den Aufsatz von Christoph Perels: Vom Rand der Stadt ins Dickicht der Städte. Wege der deutschen Großstadtliteratur zwischen Liliencron und Brecht. In: Die Stadt in der Literatur. Hg. v. C. Meckseper u. E. Schraut. Göttingen 1983, S. 57–80.

² Vgl. Erich Kleinschmidt: Die ungeliebte Stadt. In: Zeitschrift f. Literaturwiss. u. Linguistik 12 (1982), H. 48, S. 29–49, h. S. 34.

³ Hans Oppermann: Wilhelm Raabe in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg 1970, S. 29.

⁴ Adolph Stülpnagel: Aus Raabes Berliner Tagen. In: Vossische Zeitung, 8. 9. 1931. Wiedergedruckt in: Mitteilungen d. Gesellschaft d. Freunde W. Raabes 1957, H. 1, S. 10–13, h. S. 12.

⁵ Vgl. Manfred Hecker: Die Berliner Mietskaserne. In: Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert. Stadtplanung und Baugestaltung im industriellen Zeitalter. Hg. v. L. Grote. München 1974, S. 273–294, h. S. 273.

⁶ Dieter Kafitz: Figurenkonstellation als Mittel der Wirklichkeitserfassung. Dargest. an Romanen d. zweiten Hälfte des 19. Jhts. Kronenberg/Ts. 1978, S. 202.

- ⁷ Wilhelm Raabe. Sämtliche Werke: [Braunschw. Ausg.]. Im Auftr. d. Braunschw. Wiss. Gesell. hg. v. K. Hoppe. Göttingen 1951–1975 (im folgenden zitiert als: BA), Bd. 16, S. 573.
- ⁸ Ebd., S. 576.
- ⁹ Vgl. Kurt Haase: Die Zeit- u. Gesellschaftskritik in den sozialen Romanen von Max Kretzer. Phil. Diss. Würzburg 1953 [Masch.], S. 6.
- ¹⁰ Vgl. Dieter Mayer: Max Kretzer: Meister Timpe. Der Roman vom Untergang des Kleinhandwerks in der Gründerzeit. In: H. Denkler (Hg.): Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Stuttgart 1980, S. 347–361, h. S. 351.
- ¹¹ Gerhart Hauptmann. Sämtliche Werke. Hg. v. H.-E. Hass. Fortgef. v. M. Machatzke u. W. Bungies, Bd. VII. Berlin 1962, S. 1009.
- ¹² Haase: Kretzer, S. XIV.
- ¹³ BA, Bd. I, S. 62.
- ¹⁴ Vgl. BA, Bd. 16, S. 487.
- ¹⁵ Ebd., S. 510.
- ¹⁶ Vgl. Günther Matschke: Die Isolation als Mittel der Gesellschaftskritik bei Wilhelm Raabe. Bonn 1975, S. 27.
- ¹⁷ Uwe Heldt: Isolation und Identität. Die Bedeutung des Idyllischen in der Epik Wilhelm Raabes. Frankf./M., Bern, Cirencesther U. K. 1980, S. 267.
- ¹⁸ BA, Bd. 16, S. 444.
- ¹⁹ Raabe besaß seit dem 23. 7. 1864, laut seiner handschriftlichen Eintragung auf der ersten Seite, ein Reisehandbuch von Karl Baedeker, das auch ein Kapitel über Berlin mit Plan enthält.
- ²⁰ BA, Bd. 16, S. 441.
- ²¹ Hermann Glaser: Maschinenwelt und Alltagsleben. Frankf./M. 1981, S. 69f.
- ²² Vgl. Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Studien, Bd. 4. Köln 1982, S. 217.
- ²³ Vgl. Annemarie Lange: Berlin zur Zeit Babels und Bismarcks. Zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende. Berlin (O) 1972, S. 519.
- ²⁴ Vgl. ebd., S. 102.
- ²⁵ Max Kretzer: Meister Timpe. Sozialer Roman. Berlin 1888 (im folgenden zitiert als: Kretzer 1888), S. 3.
- ²⁶ Ebd., S. 1.
- ²⁷ Vgl. ebd., S. 11f.
- ²⁸ Hanno Möbius: Der Naturalismus. Epochendarstellung und Werkanalyse. Heidelberg 1982, S. 32.
- ²⁹ Haase: Kretzer, S. 25.
- ³⁰ Vgl. Eberhard Schmieder: Wirtschaft und Bevölkerung. In: Berlin und die Provinz Brandenburg i. 19. u. 20. Jht. Hg. v. H. Herzfeld. Berlin 1968, S. 309–421, hier S. 346.
- ³¹ Kretzer 1888, S. 175.
- ³² Ebd., S. 176f.
- ³³ Vgl. Lange: Berlin, S. 134.
- ³⁴ BA, Bd. 16, S. 467.
- ³⁵ Kretzer 1888, S. 157.
- ³⁶ Ebd.
- ³⁷ Vgl. ebd., S. 224.
- ³⁸ BA, Bd. 16, S. 341.
- ³⁹ Margot Lindemann: Studien und Interpretationen zur Prosa des deutschen Naturalismus. Phil. Diss. Münster 1956, [Masch.], S. 57.
- ⁴⁰ Vgl. Karl Hotz: Bedeutung und Funktion des Raumes im Werk Wilhelm Raabes. Göttingen 1970, S. 16.
- ⁴¹ Vgl. Georg H. W. Ullmann: Wirklichkeitserleben u. Lebensbewältigung im Werk Wilhelm Raabes. Phil. Diss. Jena 1955, S. 147.
- ⁴² Eduard Beaucamp: Literatur als Selbstdarstellung. Wilhelm Raabe u. die Möglichkeit eines dt. Realismus. Bonn 1968, S. 149.
- ⁴³ Vgl. Günther Mahal: Naturalismus. München 1975, S. 127.
- ⁴⁴ Ebd., S. 128.
- ⁴⁵ Max Kretzer: Objektivität und Subjektivität in der Dichtung. In: Der Kunstwart 2 (1888/89), H. 2, S. 353, zitiert nach: Mayer: Max Kretzer, S. 348f.
- ⁴⁶ Vgl. Lange: Berlin, S. 692.
- ⁴⁷ Vgl. Möbius: Naturalismus, S. 25.
- ⁴⁸ Walter Schmähling: Naturalismus. Stuttgart 1977. (= Die dt. Literatur. Ein Abriss in Text u. Darstellung, Bd. 12), S. 292.
- ⁴⁹ Max Kretzer: Meine Stellung zum Naturalismus (Appendix 1). Abgedruckt in: Günther Keil: Max Kretzer. New York 1928, S. 105–108, hier S. 105.
- ⁵⁰ Leo A. Lensing: Nachwort zu: »Im alten Eisen«. In: Wilhelm Raabe. Studienausgabe, Bd. 6. Hg. v. H.-W. Peter. Braunschweig 1981, S. 182.
- ⁵¹ Charlotte Jolles: »Im alten Eisen«. Wirklichkeit im Märchentone. In: Jahrbuch d. Raabe-Gesell., Braunschweig 1981, S. 194–209, hier S. 198.
- ⁵² Aphorismus von Raabe, abgedruckt in: Karl Hoppe: Wilhelm Raabe. Beiträge zum Verständnis seiner Person u. seines Werkes. Göttingen 1967, S. 117.
- ⁵³ Aphorismus Raabes aus d. Zeit zw. 1895 bis 1903. Abgedruckt in: Hoppe: Wilhelm Raabe, S. 126.
- ⁵⁴ Hotz: Bedeutung und Funktion, S. 25.
- ⁵⁵ Hubert Ohl: Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes u. Fontanes. Heidelberg 1968, S. 98.
- ⁵⁶ Aphorismus Raabes aus der Zeit zw. 1895 bis 1903. Abgedruckt in: Hoppe: Wilhelm Raabe, S. 128.
- ⁵⁷ Vgl. Gerhart Mayer: Die geistige Entwicklung Wilhelm Raabes. Dargest. unter besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zur Philosophie. Göttingen 1960, S. 66.
- ⁵⁸ Vgl. Hotz: Bedeutung und Funktion, S. 11.
- ⁵⁹ Vgl. Roy C. Cowen: Der Naturalismus. Kommentar zu einer Epoche. München 1973, S. 17.
- ⁶⁰ Pierre Angel: Max Kretzer. Peintre de la société berlinoise de son temps. Paris 1966, S. 23.
- ⁶¹ Vgl. Mayer: Max Kretzer, S. 357.
- ⁶² Möbius: Naturalismus, S. 9.
- ⁶³ Vgl. Karl Hoppe: Wilhelm Raabe einst und heute. In: H. Helmers (Hg.): Raabe in neuer Sicht. Stuttgart 1968, S. 173–184, hier S. 182.
- ⁶⁴ Vgl. Fritz Martini: Wilhelm Raabes »Prinzessin Fisch«. In: H. Helmers (Hg.): Raabe in neuer Sicht. Stuttgart 1968, S. 145–172, hier S. 145.

Kurt Kronenberg †

Ein Lebenslauf in symbolischen Bildern

Am 26. Juni 1778 starb in Gandersheim die Äbtissin Therese Natalie, Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg und wurde im Dom zu Braunschweig bestattet.¹⁾ Aus diesem Anlaß schuf der Braunschweigische Hofkupferstecher Anton August Beck²⁾ einen Kupferstich mit dem Porträt der Verstorbenen und sechs symbolischen Darstellungen ihres Lebenslaufes in einem reichen Rahmen.³⁾

Der Kupferstich entstand in der Zeit des Rokoko, die ihm das unverwechselbare Gepräge gab. Die Ornamente sind verspielt und üppig, sie schäumen gleichsam über und bewegen sich auf und ab wie Wellen im Wind. Bedeckt mit Blüten und Blättern schwingt der Rahmen in die Höhe, gekrönt von dem



Wappen der Äbtissin, des Braunschweigischen Herzogshauses mit einem Herzschild, der die Farben Schwarz-Gold des Reichsstiftes Gandersheim zeigt.

Der Künstler bediente sich aller Formen; er stellte seine Darstellungen in runde, ovale und rechteckige Linien, diese teils gerade, teils geschwungen. Im Gegensatz zu dem überquellenden Rokokorahmen steht die Darstellung der Äbtissin in einem schlichten Viereck und ist dadurch hervorgehoben. Ihr Bild hängt wie ein Gemälde in einem ovalen Rahmen, der mit dunklen Bändern umwunden ist. Ihn umgeben drei Putten die Flügel haben, sodaß es Engel sein sollen. Zwei halten eine Krone über sie, die zwar der Herzogskrone ähnelt, aber wohl die „Krone des Lebens“ sein soll, gemäß einem Wort der Bibel (Offenbarung Johannes Kapitel 2 Vers 10): Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Der dritte Engel zeigt auf die Inschrift: „Theres. Natalia. D.G. Abbat. Gandersh. Dux Bruns. Luneb.“ = Von Gottes Gnaden, Therese Natalie, Äbtissin von Gandersheim, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg.

Die Äbtissin blickt den Beschauer ernst an, ihr Kleid ist hochgeschlossen und ohne Schmuck, der lose umgeschlagene Hermelinmantel ist mehr Symbol ihres Fürstenstandes als eine Zierde. Das Schulterband mit dem Kreuz gehört zu dem Orden des Stiftes Gandersheim, den nur die Stiftsdamen trugen, kein Verdienstorden, sondern das Zeichen einer Gemeinschaft. Darüber sind zwei weitere Orden zu sehen, allerdings undeutlich: der rechte dürfte der Stern des Gandersheimer Ordens sein, den sie selbst 1775 hinzugestiftet hatte; links ist vielleicht der Orden des Stiftes Herford, wo sie seit 1747 Kanonisse war. Einen Braunschweigischen Orden gab es damals nicht.

Der Kupferstich fesselt aber nicht nur durch seine künstlerische Gestaltung, sondern vor allem durch die Symbolik, die er in reichem Maße verwendet. Das Leben der Therese Natalie wird durch sechs Embleme geschildert. Es beginnt links oben. Wir sehen einen Adler, der über hohe Berge hinauf der Sonne entgegenfliegt. „Patrum virtute“ = durch das Verdienst der Väter, d. h. durch ihre Geburt wird sie in die hohen Regionen des Lebens emporgetragen. Dann steht sie selbst vor einer kurzen Säule, die gleichsam einen Altar darstellt, auf dem ein Buch und ein flammendes Herz liegen. „Mens Deo devota“ = ihr Geist, besser ihr Herz, ist Gott ergeben, womit

ihre Frömmigkeit gepriesen wird. Im dritten Kreis ist ein Arm dargestellt, der aus den Wolken herausgreift und mit einem Schild das Land schützt, die Hand hält dabei einen blühenden Zweig. „Sub clypeo altissimi“ = Unter dem Schutz des Allmächtigen. Gott hat ihr Leben behütet, soll damit ausgedrückt werden.

Die Darstellung kommt dann zum Höhepunkt ihres Lebens. Auf einem Podest liegen Krummstab und Mitra als Symbole für ihr Amt als Äbtissin des Stiftes Gandersheim. Schon ihre Vorgängerin Elisabeth Ernestine Antonie (1713–1766) verwendete diese Embleme, obwohl keine Gandersheimer Äbtissin je diese Abzeichen männlicher Prälaten getragen hat, auch nicht in vorreformatorischer Zeit. Danach wird ihre Amtsführung gepriesen. Eine weibliche Figur mit einer Art Heiligenschein hält ein Buch mit der Mitra in der rechten Hand, eine Waage in der linken. „Themis aequi magistra“ = Meisterin der gerechten Waage, wird ihr nachgerühmt. Und schließlich bleibt ein Mausoleum als letzte Station ihres Lebens. „In virtute honorem“ = Zur Ehre der Tugend oder des Verdienstes, wie man auch übersetzen kann. Virtus bedeutet vielerlei, immer aber eine rühmende Eigenschaft.

Der Künstler, der das Bild zugleich zeichnete und in Kupfer stach, ist der Hofkupferstecher Anton August Beck in Braunschweig (1713–1787). Als Sohn des Kupferstechers Johann August Beck in Braunschweig geboren, lernte er, da sein Vater früh verstarb, bei seinem Stiefvater Johann Georg Schmidt. Er schuf ein umfangreiches Werk. Seine Darstellungen Braunschweiger Gebäude bilden für die Topographie und Kunstgeschichte der Stadt ein unschätzbbares Material. Dazu kommen zahlreiche Porträts der Braunschweiger Herzöge und Herzoginnen. Auch verdanken wir ihm Darstellungen einiger besonderer Ereignisse: die Ehrenpforte für Herzog Ferdinand, den Sieger im Siebenjährigen Kriege, Einzug der englischen Gemahlin Herzog Karl Wilhelm Ferdinands in Braunschweig, die Illumination des Lotterieg Gebäudes anlässlich des Friedensfestes 1763 u. a.

Therese Natalie war am 4. Juni 1728 als Tochter Herzogs Ferdinand Albrecht II. geboren, als 11. Kind und 4. Tochter. Ihre Schwester Elisabeth Christine heiratete König Friedrich den Großen von Preußen, die Schwester Luise Amalie dessen Bruder August Wilhelm – beide Ehen wurden unglücklich –, die

Schwester Juliane Marie wurde mit König Friedrich V. von Dänemark verheiratet, die Schwester Sophie Antoinette mit Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg. Nur die Schwester Christine blieb wie sie unverheiratet und wurde Dekanisse in Quedlinburg.

Zunächst Kanonisse in Herford wurde Therese Natalie 1750 Kanonisse in Gandersheim, ohne daß sie in beiden Orten wohnte. Schon früh als Nachfolgerin der Äbtissin Elisabeth Ernestine Antoine vorgesehen, mußte sie lange warten, denn diese wurde sehr alt. Sie war fast 40 Jahre alt, als sie endlich ihr Amt übernehmen konnte. Ihre Schwägerin Philippine Charlotte, Schwester König Friedrichs des Großen, schrieb an ihren Bruder am 22. November 1767: „Der Herzog (Karl I.) beabsichtigt, nächste Woche seine Schwester Therese als Äbtissin von Gandersheim einführen zu lassen. Die ganze Familie wird dieser geistlichen Feier beiwohnen, bei der ich nicht glaube, daß wir großes Vergnügen haben werden. Der Ort liegt sieben Meilen von hier und ist nicht weit von den Bergen des Blocksberges (wieder ausgestrichen ist: sodaß ich die Bekanntschaft mit den Hexen dieses Landes machen kann) Übrigens ist dies eine gute Versorgung und es ist die letzte Schwester, welche der Herzog ausgestattet hat“.⁴⁾

Es wurde trotzdem ein eindrucksvolles Fest, an dem die Bevölkerung lebhaften Anteil nahm. Waren doch der regierende Herzog Karl gekommen, auch sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand, der berühmte preußische Feldherr bis 1806, dazu ihr Lieblingsbruder Ferdinand, der Held des Siebenjährigen Krieges, der fortan oft in Gandersheim weilte und in der Abtei eine eigene Wohnung besaß. Als er 1776 zum Geburtstag seiner Schwester hier weilte, ist die Tischordnung überliefert und in dieser Zeitschrift geschildert worden.⁵⁾ Unter den Damen befanden sich zwei Königstöchter, Philippine Charlotte von Preußen und Augusta von England, dazu ihre Nichte Augusta Dorothea, die ihre Nachfolgerin und letzte Äbtissin des Reichsstift werden sollte. Bekannt ist auch Prinz Leopold, der später in der Oder ertrank, als er vom Hochwasser bedrohte Familien retten wollte. Die Akten vermelden, daß bei der Einführungsfeier 40 Couverts aufgelegt wurden.⁶⁾

Therese Natalie wurde eine gute Äbtissin, Stift, Stadt und Land haben ihr ein gutes Andenken bewahrt; sie sorgte für ihre Bedienten, für die Pastoren

und die Armen der Stadt; nicht weniger als 36 Patenkinder hat sie betreut und viele verdanken es ihr, daß auch ihr Bruder Ferdinand Patenstellen übernahm. Sie schenkte der Stiftsbibliothek wertvolle Bücher und sorgte für deren Erhaltung. Mit Recht wurde ihr in dem Kupferstich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Ihr Bild hängt im Kaisersaal der ehemaligen Abtei.⁷⁾

Anmerkungen:

¹ Kurt Kronenberg, Die Äbtissinnen des Reichstiftes Gandersheim, 1981 S. 147

² Karl Steinacker, Die graphischen Künstler in Braunschweig in Braunschweigisches Jahrbuch Bd. 5 (1906) S. 91

³ Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, Porträtsammlung

⁴ Hans Droysen, Aus den Briefen der Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, Braunschweig 1916 S. 24

⁵ Braunschweigische Heimat 1985 S. 105

⁶ Staatsarchiv Wolfenbüttel 11 Alt Gan Fb 1 III 60

⁷ Sinramm-Kronenberg, Der Kaisersaal in Bad Gandersheim und seine Gemälde, 1976 S. 62.

Dirk Meyer

Fossilfunde aus der Umgebung des Lustschlosses Salzdahlum

Objekte ästhetischer Betrachtung und verfälschender Bearbeitung im 18. Jahrhundert

Nur sehr selten gelingt es, zeitgenössische Fossilfälschungen oder -verfälschungen bei fehlenden überlieferten Fundstücken nachzuweisen. Im folgenden werden 2 Quellen aus dem 18. Jahrhundert über wahrscheinlich jurassische Fossilfunde aus der Umgebung des Schlosses Salzdahlum ausgewertet.

Das Lustschloß Salzdahlum – Kulisse für Fossilfunde im 18. Jahrhundert

Das Lustschloß Salzdahlum Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, am 30. Mai 1694 eingeweiht, von Kurfürstin Sophie von Hannover als „reizendster Ort der Welt“ bezeichnet, 1813 auf Abbruch verkauft, ist ein klassisches Beispiel für irdische Vergänglichkeit. Heute erinnern nur noch geringe Reste an die Anlage, die einst als Musterbeispiel eines Fürstenhofes galt (Abb. 1). Aus Geldmangel nur als Fachwerkbau aus Holz errichtet, mit Putzwänden, Marmorverblendungen und Freskomalereien verkleidet, war es Ausstellungsort einer bedeutenden Kunstsammlung. Vollständig abgetrennt von der dörflichen Außenwelt, mußte man schon kurz nach Fertigstellung um den Glanz bangen – der Holzbau wurde vom Materialverfall bedroht.¹⁾ Gotthardt Frühsorge fand für diesen Niedergang treffende Worte: „Die Zeit hat sich gegen das Kunstgebilde ... entschieden, das die Bewohner des dazugehörigen Gutsbezirks nur von ferne bewundern durften. Hundert Jahre nach dem Tod des Herrn haben sie das Land wieder unter den Pflug genommen.“²⁾

Im Bann der Faszination der Schloßanlage schenkten auch Fossilien Sammler deren Umgebung besondere Aufmerksamkeit, als ob es dort gleichsam ähnlich Kostbares geben müsse: „Unter den Seltenheiten der Natur und Kunst, welche die Salzthalischen Gegenden berühmt machen, findet sich auch eine Steinart, welche man Bilderstein zu nennen pflegt.“³⁾

„Von den Salzthalischen Bildersteinen“ – Beschreibung von 1756

In den „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 2. Juni 1756 findet sich eine ausführliche Beschreibung der auf den Feldern zwischen „Salzthalen und Azum“ gefundenen Steine.

Der Aufsatz ist anonym veröffentlicht, J. H. Kloos⁴⁾ ermittelte als Verfasser P. Meyer, ohne daß er hierfür einen Beleg nennt. Näheres zu diesem Autor konnte leider nicht ermittelt werden.

Durch Quellenstudium hatte P. Meyer erkannt, daß er der erste Beschreiber Salzdahlumer Fossilien sei: Da F. E. Brückmann sie in seinen Werken nicht erwähnt habe, mußten sie noch vor wenigen Jahren unbekannt gewesen sein. – Franz Ernst Brückmann (1697–1753) veröffentlichte zahlreiche paläontologische Schriften über das Braunschweiger Land und war zu seiner Zeit der beste Kenner braunschweiger Fossilien. In schwer lesbarem Gelehrtenlatein verfaßt, harren seine Publikationen noch einer geologisch-historischen Auswertung. – Frisch durch den Pflug aufgeworfene „Bildersteine“, die nie mehr als 6 bis 8 Zoll im Durchmesser aufwiesen, beschreibt Meyer als „von einer dunkelbraunen Rinde umschlossen, mit welcher sich oft eine spatige Materie vereinbart, so einem weissen versteinerten Schleime am ähnlichsten siehet.“ Die aus dem Gesteinsverband herausgebrochenen Stücke seien von ungleicher Größe und hätten eine „unordentliche äussere Gestalt“, was ihn an eine große Flut (nicht unbedingt die Sündflut, s. u.) denken läßt: „Nicht anders, als wie die Klumpen gestaltet sind, so ein ausgetretenes wildes Wasser von Schaum, Erde, Kräutern und allerhand schwachen Thieren zusammen wickelt, und nachdem sich die Fluth verlaufen hat, solche als Spuren der Verwüstung zurück läßt, so finden wir die Salzthalischen Steine.“

„So wenig Vergnügen aber dieser äussere Anblick, solchen Augen, die nur nach glänzenden Schönheiten lüstern sind, erwecken kann, so sehr gewähret die innere Beschaffenheit die Wünsche derselben.“ Die Steine seien „mehrentheils mit einer großen Menge Scheerhörnern“ (= Ammoniten), „Ausschossen“ (= Belemniten), „Luchssteinen“ (= Belemniten), seltener Muscheln und Kräutern, „gleichsam bestreuet“. Die Schönheit dieser Fossilien rührt Meyer umso mehr, wenn er deren Herkunft

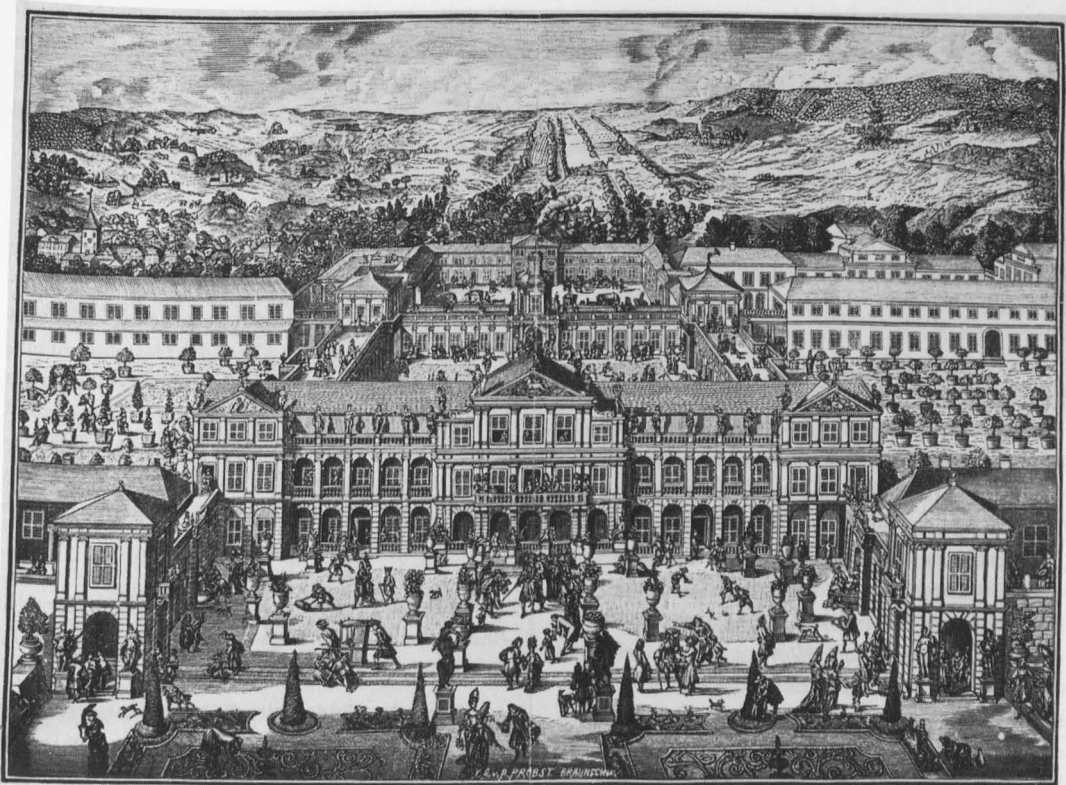


Abb. 1: Schloß Salzdahlum von der Gartenseite um das Jahr 1700 (aus STEINACKER 1904)
Auf den Feldern rechts hinter dem Schloß liegt das wahrscheinliche Fundgebiet des „Salztahlischen Steins“

denkt: „Darf ich auch noch wol erinnern, daß alle itzt gedachten Dinge die Versteinerung gelitten haben?“ Da man auf den Feldern immer nur kleine Stücke des Bildersteins findet, „so versteht es sich von selbst, daß die Dinge, so darin begraben liegen, auch keinen sehr weitläufigen Umfang haben können.“

Fossilinhalt

Ammoniten: Die Luftkammern der Ammoniten, „die steinern Eingeweide dieser verwandelten Geschöpfe“, seien mit vielfarbigen Kristallen angefüllt – Diamanten (!), Amethysten und Topasen (wahrscheinlich alles Kalzite). In diesen Kristallen fänden sich „ganz zarte und vortreflich gebildete Dendriten, welche die bewundernswerthe Schönheit des Ganzen ungemein vergrößern.“ Die größten Ammoniten hätten den Umfang eines „feinen Guldens“.

Belemniten: Belemniten sind stets nur zusammen mit dem Gestein zu finden, von der „Länge und Dicke eines kleinen Fingers“ und in „Farbe und Durchsichtigkeit wie halbdurchscheinender milchfarbener Bernstein.“ Vom anhaftenden Gestein ließen sie sich kaum trennen, ohne zu zerbrechen. Ihre geringe Größe und die Zerbrechlichkeit läßt den Verfasser mutmaßen, „daß um Salzthal nur eitel solche Meertrollen, welche die Jahre ihrer Kindheit noch nicht überlebt hatten, müssen umgekommen seyn.“

Pflanzen: An Pflanzen fände sich nur schlecht erhaltenes „verworrenes Gewebe von allerhand Vegetabilien“ und Stengel, deshalb ließe sich „aus diesen Trümmern des Pflanzenreichs nichts gewisses von der Gattung der Gewächse ...schliessen.“ Doch da man Pflanzen hier stets nur in dunklem Gestein fände,

müßten sie, als sie „in der Materie des Steins mit verwickelt wurden, voller Saft gewesen seyn“: Der bei der Verwesung ausgepreßte Pflanzensaft habe das Gestein getränkt und dunkel gefärbt. „Meine Meynung erhält auch dadurch noch ein neues Gewicht, weil die Farbe zunächst an dem Körper des Krautes, jederzeit am dunkelsten ist, in der Entfernung aber allgemach mehr Licht erhält, bis sie sich endlich in Gestalt unsäglich zarter Bäumchens (= Dendriten) verliert.“

Bearbeitung und Verfälschung des Bildersteins

Der Name „Bilderstein“ kommt nach Meyer von der „Mannigfaltigkeit der Schattirungen, der Verschiedenheit der Teile“ und der Einbildungskraft der Menschen, „Aehnlichkeiten von fremden Dingen“ darin entdecken zu glauben. Selbst die Bauern wußten die Bildersteine jetzt von anderen Feldsteinen zu unterscheiden. Ihre innere Schönheit habe man durch das Schleifen entdeckt: „Werden die Scheerhörner beym Schleifen des Steins nach dem Horizont durchschnitten, so erwecket die unnachahmliche Mahlerey der Natur ... ein ausnehmendes Vergnügen. Man erblickt das ganze wunderbare Gebäude solcher Thiere, deren Daseyn die Abgründe des Meers, vor unsern Augen vielleicht bis ans Ende der Welt verschliessen würden, wenn es nicht der Vorsicht gefallen hätte, uns durch die Versteinerung von ihrer Wirklichkeit zu versichern.“

Meyer hat seine Bildersteine selbst geschliffen: „Es ist mir so gar nicht hehl, daß ich mich beym Schleifen dieser Steine vielfältig an den sonderbaren Gestalten so darin zum Vorschein kommen, belustigt habe.“

Doch die Salzthalischen Steine scheinen darüber hinaus einige Zeitgenossen angeregt zu haben, sie noch mehr zu verschönern, zu verfälschen, um daraus Profit zu schlagen, eine auch heute noch weitverbreitete Unsitte.⁵⁾ Meyer erkannte schon damals, daß solch verfälschende Bearbeitung nicht statthaft sei: „Künsteleyen können nun bey unserm Bildersteine ... angebracht werden. Die sehr mäßige Härte ... und seine dunkle Farbe bieten den Liebhabern der verstohlenen Mahlereyen zu ihrem Vorhaben die Hand. Wenn man nun überdies mit einigen Tropfen Scheidewasser zurecht umzugehen weiß, so lässet sich dadurch viel ausrichten. Diejenigen unerfahrenen

Fremdlinge, welche dergleichen betrügliche Raritäten mit vielem Gelde an sich gekauft haben, werden also am besten urtheilen können, mit wie gutem Grunde unser Salzthalischer Stein mit der Benennung eines Bildersteins sey geädelt worden.“

Entstehung des Bildersteins

Meyer hält eine Flut, aber nicht zwingend die Sündflut, für die Entstehung des Steins verantwortlich: „Ob man ... bis auf die Zeiten des Noa zurückrechnen müsse, um das Alter (des Gesteins) zu entdecken, oder ob nicht auch durch einen Wolkenbruch ein zarter Leimen (Lehm) aus der Nachbarschaft habe herbey geführt, und mit Kräutern, schon versteinerten (!) Ammonshörnern und Belemniten in neuern Zeiten vermischet werden können, das mögen andere ausmachen.“

„Beschreibung eines Steins, der sich bey dem Herzogl. Braunsch. Lustschlosses Salzthalen findet“ (U. F. B. Brückmann 1757)⁶⁾

Nicht ohne Stolz hatte P. Meyer vermerkt, daß seine Bildersteine in Franz Ernst Brückmanns Schriften noch nicht erwähnt worden waren. Ein Jahr später, 1757, sind die Salzthalischen Steine Urban Friedrich Benedict Brückmann, Sohn Franz Ernst Brückmanns, so wichtig, daß er sie auf dem Titelblatt eines seiner Bücher über Edelsteine hervorhebt (Abb. 2). – Urban Friedrich Benedict Brückmann (geb. am 23. April 1728 in Wolfenbüttel; gest. am 20. Juni 1812 in Braunschweig), Doktor der Arzneiwissenschaft, Professor am Anatomisch-Chirurgischen Collegium in Braunschweig, Hofrat und Leibmedicus des Herzogs, Freund Lessings, war der bedeutendste Edelsteinkenner seiner Zeit. U. F. B. Brückmann besaß eine große Mineraliensammlung, die er im Zeitraum von über 60 Jahren selbst aufbaute, und verfaßte zahlreiche medizinische und besonders edelsteinkundliche Arbeiten.⁷⁾ – Das Kapitel über die Salzthalischen Steine beweist, daß Brückmann sich am Rande auch paläontologisch betätigte. Dies war bisher unbekannt: Lambrecht & Quenstedt⁸⁾ stellten in Frage, ob Brückmann sich je mit Paläontologie befaßte.

Der Verfasser des anonymen Aufsatzes in den „Braunschweigischen Anzeigen“ (P. Meyer) ist selbst Brückmann nicht bekannt. Da Brückmann als Leib-

U. F. B. Brückmanns,
 der A. B. Doctors,
 Herzogl. Braunschv. Hofmedicus und Professors
 bey der Anatomie,
Abhandlung
 von
Edelsteinen,
 nebst
 einer Beschreibung
 des so genannten
Salzthalischen Steins.



Braunschweig,
 verlegt die Fürstl. Wapfenhausbuchhandlung.
 1 7 5 7.

Abb. 2: Titelblatt von Brückmanns Buch (1757)

arzt des Herzogs die „Braunschweiger Anzeigen“, amtliches Veröffentlichungsorgan, beziehen und lesen mußte und auch sonst stets geowissenschaftlich im Braunschweigischen tätig war, wird der Aufsatz wohl von einem interessierten Laien oder Fachfremden geschrieben worden sein.

Bei der Beschreibung der Steine bezieht sich Brückmann im wesentlichen auf die von Meyer gegebenen Angaben. Allerdings seien die Funde „auf einigen Feldern nicht weit von dem Herzogl. Braunschv. Lustschlosse Salzthalen, welches wegen seiner übrigen kostbaren Seltenheiten in der Welt bekannt genug ist“, schon vor etwa 12 Jahren entdeckt worden. Das Gestein beschreibt er als hart, Eisenkies führend, durch Verwitterung hellbraun und mürber. Der Stein übertreffe den Altdorfer Marmor (Altdorf b. Nürnberg) an Schönheit, doch leider könne man aus ihm keine Tischplatten fertigen, da man keine großen Stücke auf den Feldern gewinnen könne. Doch „die-

ses könnte vielleicht mit der Zeit erfolgen, wenn man den Erzeugungsort dieser Steinart entdeckte“. Brückmann widerspricht Meyer zutreffend in dessen Deutung der Dendriten. Vom Saft verfaulten Pflanzen könnten sie nicht herrühren, vielmehr seien sie durch aufgelöstes Eisen im Gestein entstanden. Neben den Versteinerungen seien es vor allem die Dendriten, deren Mischung der Farben als Braun, gelblich oder Grau „allerley Spiele der Natur oder Aehnlichkeiten von diesen oder jenen Dingen“ hervorbrächten. Als weitere seltene Fossilien nennt Brückmann Turbiniten (= Schnecken), z. T. in Steinkernerhaltung, z. T. ganz kalzitisiert. Ausführlich geht Brückmann auf die Verfälschungen ein: „Einige sind diesen Aehnlichkeiten durch die Kunst noch mehr zu Hülfe gekommen und haben durch eine Beize, denen Figuren noch mehr nachgeholfen, doch so, daß es schiene, als hätte die Natur allein diese Vorstellungen hervor gebracht. Das Scheidewasser, worinnen Silber aufgelöst (= Salpetersäure, HNO_3), schickt sich zu dieser Beize am besten, weil eine solche Farbe dadurch hervorgebracht wird, die bereits in dem Steine befindlich uns ihm natürlich und eigen ist. Dergleichen gekünstelte Steine, fürnemlich wenn die Ammonshörner und Blemniten schön und durchsichtig darinnen waren, sind als Dosenplatten oder als Mahlereyen in Rahme gefaßt, zum öftern sehr theuer verkauft worden. Auch haben Unwissende diese gekünstelten Steine oft desto höher bezahlet, weil sie geglaubet, daß sie von der Natur ihre Figuren erhalten hätten.“

Durch die beiden im wesentlichen übereinstimmenden Quellen konnte somit eine wohl lokal begrenzte Verfälschung von Fossilien zu ästhetischen und Profitzwecken im Braunschweiger Land des 18. Jahrhunderts nachgewiesen werden, wobei den zeitgenössischen Autoren durchaus schon die Verwerflichkeit der Veränderungen an den gefundenen Stücken bewußt war. Das Schleifen allein stellt dabei noch keine Verfälschung, sondern eine Bearbeitung dar, eine Auffassung, die bis heute gültig ist.

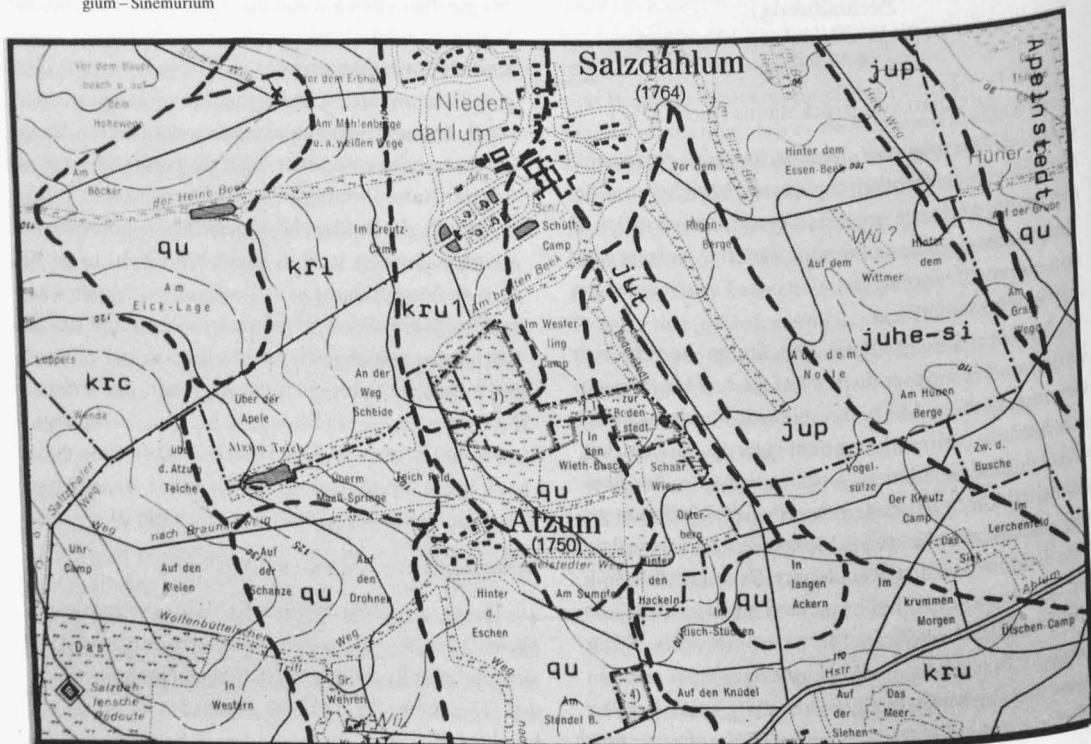
Stratigraphische Einordnung der Funde

Da es unwahrscheinlich ist, daß „Salzthalische Steine“ aus dem 18. Jahrhundert erhalten geblieben sind und eine Begehung der in Frage kommenden Felder (Dezember 1986) keine neuen Funde mehr erbrachte, wurde bei der stratigraphischen Einordnung

Abb. 3: Ausschnitt der „Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert“, Blatt Wolfenbüttel (1965), mit v. Verf. eingezeichneter vereinfachter geologischer Grenzziehung nach der „Geologischen Karte von Preußen“, Blatt 2094 Wolfenbüttel.
Maßstab 1 : 25 000.

qu = Quartär; krc = Oberkreide, Cenomanium; kru = Unterkreide, ungegliedert; krl = Unterkreide, Albium; kru1 = Untere Unterkreide, ungegliedert; jut = Unt. Jura, Toarcium; jup = Unt. Jura, Pliensbachium; juhe-si = Unt. Jura, Hettangium – Sinemurium

- 1 Steinakeren, K., Das Fürstliche Lustschloss in Salzdahlum, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig, 3, 1904, 69–110, 18 Abb.
- 2 Frühsorge, G., Das Versailles der Welfen. Herzog Anton Ulrichs Lustschloß Salzdahlum, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, Beilage, v. 27./28. 12. 1986.
- 3 Meyer, P., Von den Salzthalischen Bildersteinen, in: Braunschweigerische Anzeigen, 1756 (44), Sp. 753–760.
- 4 Kloos, J. H., Repertorium der auf die Geologie, Mineralogie und Paläontologie des Herzogthums Braunschweig und der angrenzenden Landestheile bezüglich Litteratur. Braunschweig 1892.
- 5 Frickhinger, K. A., Fälschung, Verfälschung, Ergänzung, in: Fossilien, 3, 1986, 63–64.
- 6 Brückmann, U. F. B., Abhandlung von Edelsteinen, nebst einer Beschreibung des so genannten Salzthalischen Steins. Braunschweig 1757
- 7 Biographische Angaben nach ADB.
- 8 Lambrecht, K. & Quenstedt, W. et A., Palaeontologi. Catalogus bio-bibliographicus. Fossilium Catalogus, I 72. s'Gravenhage 1938 (Reprint New York 1978).
- 9 Harbort, E., Geologische Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern. Blatt 2094 Wolfenbüttel, Gradabteilung 42, Nr. 50, Aufnahme abgeschlossen 1919. Berlin o.J.
- 10 Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert. Blatt 3829 Wolfenbüttel. 2. Auflage; Wolfenbüttel 1965.
- 11 Woldstedt, P.: Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern. Lieferung 215, Blatt Wolfenbüttel, Nr. 2094, Gradabteilung 42, Nr. 50; Berlin 1931.



Gerd Biegel

Neuer Museumsschwerpunkt in Braunschweig:

Das Braunschweigische Landesmuseum hat das Ausstellungszentrum Hinter Aegidien und die Abteilung Jüdisches Museum eröffnet.

Abb. 1: Blick in den Hauptraum der Abteilung Jüdisches Museum des Braunschweigischen Landesmuseums mit Teilen der hölzernen Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge.



Am 27. Oktober 1987 hat der Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kunst die Abteilung Jüdisches Museum des Braunschweigischen Landesmuseums im Ausstellungszentrum Hinter Aegidien eröffnet. Damit konnte ein erster Schritt zur Umsetzung der neuen Museumskonzeption beim Braunschweigischen Landesmuseum realisiert werden. Gleichzeitig hat das Kulturangebot der Stadt Braunschweig und das Museumsangebot in Niedersachsen eine Bereicherung erfahren, die in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung ist.

1. Das »alte« Landesmuseum Hinter Aegidien

Nach seiner Gründung im Jahr 1891 und einer ersten provisorischen Unterkunft konnte das Braunschweigische Landesmuseum – damals noch »Vaterländisches Museum« – im Jahr 1906 seine Dauerausstellung in den Räumen Hinter Aegidien eröffnen. Das Museum umfaßte damals die Aegidienkirche, die historischen Klosterräume und den Pauliner-Chor. Es schien damit seinen Platzbedarf auf unbegrenzte Zeit erfüllt zu haben und hatte gleichzeitig für seine Zwecke äußerst attraktive Räumlichkeiten erhalten. Der erste Direktor des Museums, Professor Dr. Karl Steinacker, umschrieb dies damals mit den Worten, daß »die Museumsgebäude der wichtigste Ausstellungsgegenstand des Museums« seien. Der Zweite Weltkrieg aber beendete diese hoffnungsfrohe Meinung, denn zum einen war die Aegidienkirche durch Kriegseinwirkungen erheblich zerstört und zum anderen benötigte die katholische Kirchengemeinde dringend eine neue Pfarrkirche. Sie fand sie in der Aegidienkirche, die 1945 vom Museum geräumt wurde und in der am 12. 12. 1948, nach einer ersten Renovierung, der erste Gottesdienst nach dem Zweiten Weltkrieg stattfand. Das Braunschweigische Landesmuseum aber war nun auf die wenigen Räume eingeschränkt, die noch übrigblieben. Verwaltung und Magazin befanden sich im angrenzenden Gebäudeteil des ehemaligen evangelischen Vereinshauses in der Mönchstraße. Die insbesondere für die konservatorischen Voraussetzungen schwierigen Ausstellungs- und Magazinverhältnisse sollten jedoch auf lange Jahre unverändert bleiben und die Museumsarbeit erheblich beeinträchtigen. Erst dank der Initiative des

früheren Direktors des Braunschweigischen Landesmuseums, Dr. Rolf Hagen, war es 1976 gelungen, das ehemalige Verlagsgebäude des Vieweg-Verlages am Burgplatz 1 als neuen Standort für das Museum zu gewinnen. Eine langjährige Phase der Planung und äußerst schwieriger Umbauarbeiten in diesem bedeutenden Baudenkmal setzte ein und war vorläufig 1985 abgeschlossen, da die Räume zwischenzeitlich für die Niedersächsische Landesausstellung »Stadt im Wandel« genutzt werden mußten. Diese Tatsache bedeutete aber zugleich auch eine längere Unterbrechung der kontinuierlichen Aufbauarbeit des Museums, eine Tatsache, die allzuleicht über dem erfolgreichen Verlauf der Landesausstellung in Vergessenheit gerät. Mit dem Wechsel in der Direktion des Braunschweigischen Landesmuseums im Jahre 1986 setzte dann eine neue Phase der Planung und Einrichtung des Museums ein. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, daß die Museumskonzeption dabei nicht

Abb. 2: Im Hintergrund Frauenempore der Hornburger Synagoge.



nur auf das Vieweg-Haus beschränkt wurde, sondern sich auf alle Gebäude des Braunschweigischen Landesmuseums erstreckt. In Braunschweig sind dies das Vieweg-Haus am Burgplatz und die Räume Hinter Aegidien, hinzu kommen in Wolfenbüttel die Abteilung Archäologie in der alten Kanzlei und in Bortfeld das Bauernhaus-Museum. In einem ersten Schritt der Realisierung des neuen Museumskonzeptes konnten nun im Jahre 1987 innerhalb von sechs Monaten die Pläne für das neue Ausstellungszentrum Hinter Aegidien realisiert werden. Dies wurde ermöglicht durch eine großzügige private Spende, die fördernde Unterstützung des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst und der Bezirksregierung Braunschweig sowie die enge und gute Zusammenarbeit zwischen Staatshochbauamt und Braunschweigischem Landesmuseum. Mit der Eröffnung am 27. Oktober 1987 war der erste Schritt zur Umsetzung der neuen Planungen für das Braunschweigische Landesmuseum abgeschlossen.

2. Das Ausstellungszentrum Hinter Aegidien

Das als Ausstellungszentrum bezeichnete Areal Hinter Aegidien umfaßt vier Schwerpunktbereiche:

- Historische Klosterräume des ehemaligen Klosters St. Aegidien
- Sonderausstellungsräume im Dormitorium und Pauliner-Chor
- Arbeitsräume der Forschungsstelle für Judaica Norddeutschlands und zur braunschweigischen Landesgeschichte
- Abteilung Jüdisches Museum

Im Jahre 1115 wurde das von der letzten brunonischen Markgräfin Gertrud gestiftete Kloster St. Marien/St. Aegidien im Beisein von Herzog Lothar von Sachsen und seiner Gattin Richenza geweiht. Noch aus dieser Zeit stammen der Kapitelsaal, das Parlatorium und der Kreuzgang sowie ein Nebenraum des Refektoriums, womit es sich bei diesem Baudenkmal um die ältesten noch erhaltenen Räumlichkeiten in

Abb. 3: „Hornburg – eine jüdische Kleinstadtgemeinde“





Abb. 4: Ausstellungsbereich Beispiele der jüdischen Religion

Braunschweig handelt. Aus diesem Grunde wurden diese Räume von allen Ausstellungsgegenständen des Museums freigeräumt. Nach ihrer Renovierung sind sie nun als attraktives Baudenkmal der Öffentlichkeit wieder zugänglich. Diese Räume dienen darüber hinaus dem Museum als Veranstaltungsräume für Vorträge, Lesungen und Empfänge.

Im Obergeschoß stehen mit dem Dormitorium und dem Pauliner-Chor zwei großzügige Raumbereiche für zukünftige Sonderausstellungen zur Verfügung. Nach einer ersten Renovierung sollen dort in den nächsten Jahren die technischen Einrichtungen unter Berücksichtigung der ständig wechselnden Nutzung weiter ausgebaut und verbessert werden. Mit den Möglichkeiten eigener Sonderausstellungs-

räume, die im übrigen nach den Vorstellungen des Braunschweigischen Landesmuseums auch von anderen Museen in Braunschweig genutzt werden können, ist eine wichtige Voraussetzung geschaffen zur Durchführung von Wechselausstellungen und zur attraktiven Belebung der Räume Hinter Aegidien. Erstmals genutzt wurden die neuen Sonderausstellungsräume ab dem 15. Oktober 1987 mit der großen archäologischen Ausstellung aus Polen »Die Balten – die nördlichen Nachbarn der Slawen«, einer Ausstellung, die das bisher größte archäologische Forschungsprojekt Polens in der Bundesrepublik vorstellte und einen beachtlichen Erfolg beim Braunschweiger Publikum verzeichnete.

Im Mittelpunkt der neuen Einrichtungen Hinter

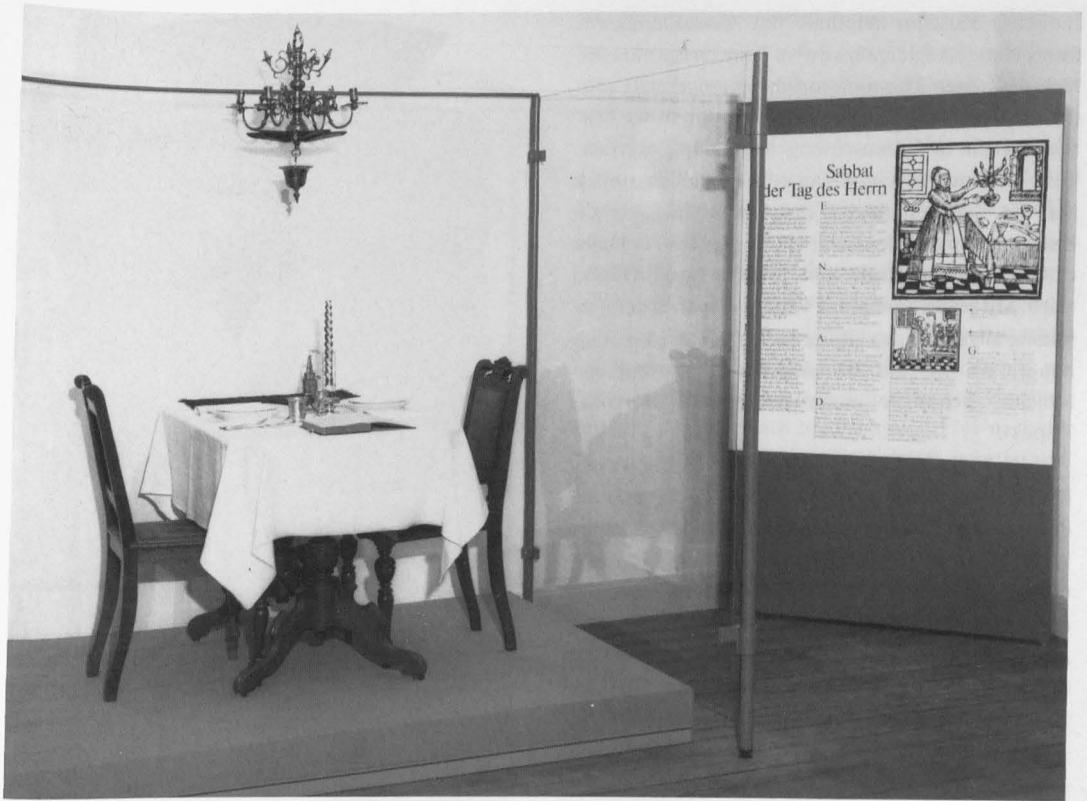


Abb. 5: Sabbat-Ensemble und Informationstafel

Aegidien aber steht die Abteilung Jüdisches Museum, die erstmals wieder seit 1945 mit ihren wichtigsten Beständen der Öffentlichkeit präsentiert werden kann:

3. Die Abteilung Jüdisches Museum des Braunschweigischen Landesmuseums

Zwischen den noch erhaltenen Räumen des Klosters und der Mönchstraße liegt das ehemalige evangelische Vereinshaus. Zu diesem Gebäude ist in einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1906 zu lesen: »Es bietet mit seinen 20 freundlichen und sauberen Fremdenzimmern einen ruhigen Aufenthaltsort für das reisende Publikum und besonders für allein reisende Da-

men, und mit seinem großen Saalbau, der 1901 eingeweiht ist, Räume für die verschiedenen Vereine und Bestrebungen, für große Versammlungen und für Feste, für Familienabende und Vorträge«. Dieses historisch bedeutsame Gebäude war im Zusammenhang mit dem Wechsel des Braunschweigischen Landesmuseums zum Burgplatz kurzzeitig in seinem Bestand gefährdet. Die Tatsache, daß es inzwischen jedoch weiterhin dem Museum zur Verfügung steht und eine geradezu ideale Nutzung gewonnen hat, geht auf die Erkenntnis zurück, daß der wichtige Sammlungsbestand der Abteilung Judaica des Braunschweigischen Landesmuseums innerhalb der Gesamtdarstellung im Vieweghaus nicht in der ihr angemessenen Größe und Bedeutung gezeigt werden konnte. Mit der Abteilung

Jüdisches Museum innerhalb des Ausstellungszentrums Hinter Aegidien wird aber keineswegs nur eine Idee des neuen Museumskonzeptes umgesetzt, sondern hierbei kann an eine lange Tradition der Museumsarbeit in Braunschweig angeknüpft werden. Teile der Judaica-Sammlung gehen nämlich zurück auf die Sammeltätigkeit des braunschweigischen Kammeragenten Alexander David, der 1687 in Halberstadt geboren wurde und 1765 in Braunschweig starb. Mit seiner Sammlung verbindet man in der Forschung allgemein das älteste jüdische Museum überhaupt, ein für die Braunschweiger Museums-geschichte sicherlich interessierter und reizvoller Aspekt.

Das Jüdische Museum war seit 1928 eine Abteilung des Vaterländischen Museums, dem Vorläufer des heutigen Braunschweigischen Landesmuseums. Aber schon vor der formellen Einrichtung einer Abteilung hatte sich das Museum und hier insbesondere der erste Direktor, Professor Dr. Karl Steinacker, um die jüdische Kultur und Geschichte und deren Präsentation im Museum bemüht. Ausgangspunkt war dabei im Jahr 1925 die Rettung der Inneneinrichtung der Synagoge von Hornburg, nachdem die dortige jüdische Gemeinde mit dem Tod ihres letzten Mitgliedes, Amalie Schwabe, erloschen war. In einer aufsehenerregenden Aktion gelang es damals dem Direktor des Vaterländischen Museums, die kultisch wertvollen Teile des Inneren der Synagoge vor der Zerstörung zu bewahren und im Museum in der Aegidienkirche wieder zu errichten, in Verbindung mit den sonstigen Objekten der Judaica-Sammlung. Hier war die Sammlung bis zum Ende des zweiten Weltkrieges ausgestellt, mußte dann aber aufgrund der andersweitigen Nutzung der Aegidienkirche magaziniert werden. Hatten dabei schon die Kriegseinwirkungen Spuren bei der Synagoge hinterlassen, so war die nachfolgende Magazinierung über Jahrzehnte hinweg ebenfalls nicht ohne Einfluß auf den Erhaltungszustand. Eine großzügige Spende von Herrn Dr. Ing. Ernst Boas aus der Schweiz und die Unterstützung durch das Land Niedersachsen hat nun vor kurzem die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen, um die umfangreichen Restaurierungsarbeiten an der Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge durchzuführen und an die Aufstellung und museale Präsentation zu denken. Einzig der Saalbau des ehemaligen



Abb. 6: Spendenbüchse aus der Hornburger Synagoge, Mitte 19. Jahrhundert

Vereinshauses an der Mönchstraße bot dabei die Möglichkeit, die noch erhaltenen Teile der Hornburger Synagoge wieder auszustellen. Ergänzt durch die wichtigsten Bestände der Judaica-Sammlung ist dabei als geschlossene Einheit die Abteilung Jüdisches Museum innerhalb des Ausstellungszentrums Hinter Aegidien entstanden.

Im Mittelpunkt der Präsentation steht die restaurierte Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge mit Thoraschrein, Almemor, Kuppel, Frauenempore, Sitzbänken und Leseputen. Die Gesamtgestaltung des Raumes wird eindrucksvoll unterstrichen



Abb. 7: Machsor-Pergamenthandschrift von Isaak Eisik aus Jestädt bei Eschwege, 1741

durch die ebenfalls erhaltenen und restaurierten Leuchter aus der Synagoge. Eine Dokumentation zur Geschichte der Juden in Norddeutschland, der jüdischen Gemeinde in Hornburg sowie der Hornburger Synagoge und ihrer Rettung ergänzen den zentralen Ausstellungsbereich im Saalbau.

Da der Schwerpunkt der Judaica-Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums bisher auf Objekten aus dem kultischen Bereich lag, sind die beiden angrenzenden Räume entsprechenden Themen zugeordnet. So steht der erste Nebenraum unter dem Leitthema »Leben nach der Thora«, also nach den Geboten

ten der göttlichen Offenbarung in den fünf Büchern Moses. Dieser Mittelpunkt der jüdischen Religion wird durch eine Vielzahl verschiedener und teilweise außerordentlich kostbarer Objekte verdeutlicht. Hervorzuheben ist etwa ein wertvoller Seidensamt-Thoravorhang aus Gandersheim oder eine Machsor-Pergamenthandschrift, die in zwei goldgepreßte Foliobände von rotem Safianleder gebunden ist und von kunstvoll gearbeiteten Messingschließen zusammengehalten wird. Sie zählt wie weitere Gebetbuchhandschriften zu den kalligraphischen Meisterleistungen aus der Nachblüte der jüdischen Handschriftenillumination und wurde von dem Schreiber und Zeichner Isaak Eisik aus Jestädt bei Eschwege 1741 nach der Sulzbacher Machsorausgabe von 1699 gefertigt und mit herrlichen Initialen und reizvollen Monatsbildern geschmückt.

Der zweite Nebenraum ist dem religiös bestimmten Alltag und den wichtigsten jüdischen Feiertagen gewidmet. So sind dort die Festtage Rosch Haschana und Jom Kippur, das Neujahrs- und Versöhnungsfest, mit entsprechenden Objekten wie silberner Etroq-Büchse oder einige Schofare und Neujahrskarten aus Zelluloid um noch zwei weitere Objekte ebenso belegt, wie die Wallfahrtsfeste Pessach, Schawuot und Sukkot oder die Gedenktage Channuka und Purim. Neben den wundervoll gestalteten silbernen Chanukka-Leuchtern tritt dabei insbesondere die Megillat Esther Jever heraus, das in Rollenform geschriebene entsprechende Buch der Bibel. Im Zentrum dieses Raumes aber steht die Inszenierung einer Sabbat-Mahlzeit. Der Sabbat hat für das Judentum eine herausragende Bedeutung, denn schon in den zehn Geboten verpflichtet Gott sein Volk zur Einhaltung des Sabbats als Ruhetag.

Für den religiös bestimmten Alltag und alle wichtigen jüdischen Feiertage geben die jeweiligen kultischen Objekte einen Einblick in das Leben der Juden seit dem 18. Jahrhundert.

Allerdings ist in der Präsentation des Jüdischen Museums nicht nur dem kultischen Bereich Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch der geschichtlichen Entwicklung. Von besonderer Bedeutung sind dabei zwei historische Bereiche jüdischen Lebens in Deutschland, die durch eigene Sammlungsgegenstände veranschaulicht werden können. Dies ist zum einen die Entwicklung des Reformjudentums in der

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zum anderen die Judenvernichtung zur Zeit der NS-Herrschaft und der Neubeginn nach 1945 im Lager Bergen-Belsen. Die reformjüdischen Bestrebungen, die durch Zeugnisse der Jacobson-Schule in Seesen und der Samson-Schule in Wolfenbüttel belegt werden, waren für die Entwicklung des jüdischen Geisteslebens von überregionaler Bedeutung. Die mit beiden Schulen verbundenen Reformideen, die eine Emanzipation der deutschen Juden durch Aufklärung und Erziehung und insbesondere durch eine Reform des jüdischen Gottesdienstes bewirken sollten, haben – von Braunschweig ausgehend – jahrzehntelange Diskussionen in der jüdischen Öffentlichkeit ausgelöst.

Aus der heutigen Perspektive scheinen diese re-

formjüdischen Bestrebungen mit ihrem Bemühen um Anpassung an die christlich-deutsche Umwelt eine große Selbsttäuschung gewesen zu sein, denn alle ihre Bestrebungen für eine Angleichung wurden in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft grauenvoll zerstört. So ist es folgerichtig, daß in einer letzten Abteilung diese Epoche des Grauens und der Vernichtung am Beispiel des Lagers Bergen-Belsen dargestellt wird. Als ein »Aufenthaltslager« für eine besondere Gruppe von Juden eingerichtet, die als »Tauschobjekte für im feindlichen Ausland internierte Deutsche inhaftiert worden waren, entwickelte sich dieses Lager in den letzten Monaten der NS-Herrschaft zu einem Todeslager für zehntausende von Häftlingen, die aus anderen Konzentrationsla-

Abb. 8: Ausstellungsbereich mit Belegen jüdischer Festtage

Abb. 9: Thoravorhang aus der Synagoge von Gandersheim, 1770





gern, besonders aus dem Osten, »evakuiert« worden waren. Eine Besonderheit dürften jedoch auch diejenigen Zeugnisse sein, die aus dem Lager Bergen-Belsen nach der Befreiung stammen.

Das Braunschweigische Landesmuseum besitzt in seiner Abteilung Jüdisches Museum unter anderem die ersten Arbeiten von jüdischen Künstlern, die sich nach der Befreiung mit der Vernichtung des eigenen Volkes auseinandersetzten. Die damals entstandenen vielfältigen politischen und kulturellen Aktivitäten im Lager Bergen-Belsen werden anhand von Dokumenten und Fotografien des weltweit bekannten »Kazet-Theaters« belegt. Bergen-Belsen ist damit nicht nur ein Sinnbild der Vernichtung, sondern kennzeichnet zugleich auch den Neubeginn jüdischen Lebens in Deutschland nach 1945.

Im Mittelpunkt der Präsentation der Abteilung Jüdisches Museum stehen für den Betrachter die Objekte. Sie sind entsprechend den Schwerpunkten der Sammlung thematisch geordnet und ergänzen den zentralen Ausstellungsbereich mit der Präsentation der Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge. Die einzelnen Objekte erschließen sich dem Betrachter durch kurzgefaßte Objektbeschriftung. Die jeweiligen historischen und religiösen Zusammenhänge werden darüber hinaus auf Informationstafeln dargestellt, die ausführliche Erläuterungen in Schrift und Bild enthalten und nach modernen graphischen Gesichtspunkten gestaltet wurden. Informationsvielfalt, objektive historische Darstellung, aber auch Verständlichkeit und gute Lesbarkeit der Schrift sind für diese Informationen die musealen Leitlinien gewesen.

Mit der Abteilung Jüdisches Museum konnte das Braunschweigische Landesmuseum ein für den norddeutschen Raum einmaliges museales Projekt realisieren, das die Bedeutung der Museumsstadt Braunschweig zusätzlich unterstreicht. Dabei besteht die Hoffnung, die Sammlung systematisch zu ergänzen und zu erweitern, um so diesen neuen Museumsakzent in Braunschweig in seiner Attraktivität stets weiter zu verbessern. Die Dokumentation und Erforschung der jüdischen Geschichte, des jüdischen Geistes-, Kunst- und Gemeinschaftslebens wird in der Abteilung Jüdisches Museum des Braunschweigischen Landesmuseums aber nicht nur Braunschweig, sondern vielmehr den gesamten norddeutschen



Abb. 10: Blick von der Empore in den Hauptausstellungsraum in der Abteilung Jüdisches Museum mit Almemor im Mittelpunkt

Raum umfassen. Diese Ergebnisse sollen in der zukünftigen Museumsarbeit schrittweise durch Ergänzung der Sammlungen und Erweiterung der Ausstellung unmittelbar dem Publikum vermittelt werden. So ist die Abteilung Jüdisches Museum zugleich eine zentrale Forschungsstelle zur Geschichte und Kultur des Judentums in Norddeutschland.

In der traditionsreichen Geschichte des Jüdischen Museums in Braunschweig liegt dabei eine besondere Verpflichtung für diese zukünftige Aufgabe des Braunschweigischen Landesmuseums, gleichzeitig unterstreicht diese Zielsetzung erneut die Bedeutung des Museumsstandortes Braunschweig innerhalb der Museumslandschaft Norddeutschlands.

Rolf Jürgens

Fahrspuren – Lebensraum für im Bestand bedrohte Amphibien

Letzte noch nicht ausgebaute Waldwege und Pfade in Wäldern sind Lebensraum für im Bestand gefährdete Amphibien.

Zahlreiche Amphibien sind auf den Wald angewiesen. Erdkröte, Moorfrosch, Grasfrosch und Springfrosch, Feuersalamander, Fadenmolch und Bergmolch leben überwiegend dort. Die Erhaltung naturnaher Waldgebiete mit selbst kleinsten Feuchtlebensräumen ist für Salamander, Frosch und Molch lebenswichtig.

Der Wald liefert den wertvollen Rohstoff Holz. Große, gewaltige Buchenwälder, die teils monoton angelegt sind, sind wichtige Einnahmequellen der Forstwirtschaft. Im Rahmen des Umwelt- und Naturschutzes hat der Wald insbesondere die Aufgabe der Schutzfunktion für Boden, Wasser, Klima und Luft.

Das bedeutendste Waldtal im Elm ist das Reitlingstal. Dieses für den Natur- und Artenschutz bedeutende Gebiet mit seinen Teichen, Wiesen und dem Bachlauf der Wabe wird regional als wichtigstes Rückzugsgebiet für zahlreiche im Bestand bedrohte Amphibienarten als Naturschutzgebiet ausgewiesen.

Sehr wichtig ist es, daß wir in unseren Wäldern jeden noch nicht ausgebauten Weg und Pfad vor weiterer »Versiegelung« schützen. Bei meinen naturkundlichen Untersuchungen habe ich in den letzten Jahren auf zahlreichen Waldwegen mit wassergefüllten Wagenspuren einen Lebensraum für Molche feststellen können. Unseren farbenprächtigen einheimischen Molch, den Bergmolch, habe ich in größerer Zahl in solchen Fahrspuren beobachtet.

Der Bergmolch ist vorwiegend in lichten Laubwäldern anzutreffen und kommt bis 2500 m über dem Meeresspiegel vor. In Norddeutschland sind seine Vorkommen meist inselartig auf Laubwaldgebiete beschränkt. Seine Laichgewässer sind kleinste stehende oder langsam fließende Gewässer. Der Bergmolch sucht gern verkrautete – auch vegetationsarme – Tümpel, Wassergräben sowie wassergefüllte Wagenspuren auf. Er ist meist nachtaktiv, tagsüber ver-



Abb. 1: Waldweg mit Wagenspuren – Lebensraum für selten gewordenen Bergmolch – letzte Refugien ohne Betonierung

steckt er sich an feuchten, kühlen Stellen unter Moosen und im Laub.

Die Lebensweise des Bergmolches ist gut zu beobachten. Die Weibchen legen die klebrigen Eier meist an Wasserpflanzen ab. Sind Pflanzen nicht vorhanden, so werden die Eier auch an Steine oder Wurzeln geheftet. Nach 8–14 Tagen schlüpfen die Larven. Sie tragen Außenkiemen und 4 Gliedmaße. Die Umwandlung beginnt noch im gleichen Sommer, häufig bereits nach 4–6 Wochen. Die relativ kleinen Bergmolche leben bis zur Geschlechtsreife, die mit 2–5 Jahren eintritt, meistens im feuchten Erdreich. Die Molchlarven sind echte Wasserbewohner.

Kleine mit Wasser gefüllte Fahrspuren – ein Lebensraum für den im Bestand gefährdeten Bergmolch.

Die Schaffung und Erhaltung naturnaher Waldgebiete mit entsprechenden Feuchtlebensräumen sind somit für den Schutz unserer recht selten gewordenen Amphibien von außerordentlich großer Bedeutung.



Abb. 2: Kaulquappen in einer Wagenspur im Wald

Abb. 3: Bergmolch-Männchen



Bibl. d. TU.
Braunschweig

Anmerkungen:

- ¹ Waldweg mit Wagenspuren
² Kaulquappen in einer Wagenspur im Wald
³ Bergmolch-Männchen

Jörg Weber

„Heidenkirchhöfe“
des Mittelalters

Vor einigen Jahren hat W. Freist¹⁾ einen bemerkenswerten Fund aus der Schöninger Altstadt vorgestellt. Dieser bestand aus der Bestattung einer Frühgeburt in einem Gefäß des 14./15. Jahrhunderts und einem daneben liegenden Skelett. Weiterhin wird ein Gefäß gleicher Zeitstellung erwähnt, das wohl dem gleichen Zweck gedient hat. Genauere Untersuchungen waren nicht mehr möglich, weil die Funde bei Baggerarbeiten zutage kamen.²⁾

Auffällig ist die Fundstelle außerhalb der Friedhofsmauern des Schöninger St. Lorenz-Klosters. Hierzu erwähnt Freist, daß sich zwischen der vor der Mauer verlaufenden Straße und der Mauer ursprünglich noch ein freies Gelände befunden habe, „das bis zur Mitte der heutigen Straße noch genügend Platz für Beisetzungen bot, aber sehr wahrscheinlich außerhalb des eigentlichen Kirchhofs, der wohl nur den Klosterinsassen vorbehalten war. Die Bewohner (= der Stadt) fanden ihre Ruhestätte auf dem Stephankirchhof“.³⁾ Letzterer liegt etwa 200 Meter von der Fundstelle entfernt.

Eine Anfrage bei dem Gießener Anthropologen Prof. Kunter erbrachte keine weitere Klärung dieses ungewöhnlichen Fundes. Diesem war damals lediglich eine zeitliche Parallele aus Ungarn bekannt.⁴⁾

Bei der Durchsicht der „Hasselschen Collectaneen“ im Staatsarchiv Wolfenbüttel⁵⁾ fand sich ein weiterer Hinweis auf die ungewöhnliche Bestattungssitte in mittelalterlichen Gefäßen: in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entdeckte man in Gr. Biewende (Kr. Wolfenbüttel) bei Gründungsarbeiten für ein Spritzenhaus an der Kirchhofsmauer „Kochtöpfe“, die kleine Kinderknochen enthielten. „Nach Aussage alter Leute“ handelte es sich dabei um Kinder, die vor der Taufe gestorben waren. Das Gelände vor der Kirchhofsmauer hatte den Namen „Heidenkirchhof“.

Daß derartige Bestattungen auch anderswo üblich waren, sollen zwei Beispiele aus dem hessischen Raum verdeutlichen. Der eine Fund wurde in der Klingerstraße in Frankfurt/Main gemacht. Das „Totengefäß“ besteht aus einem Vorratsgefäß mit Wak-

kelboden und wird in das 13. Jahrhundert datiert.⁶⁾

Der andere Fund ist bereits 1961 publiziert worden.⁷⁾ Er stammt aus Wernswig (Schwalm-Eder-Kreis) und weist nicht nur in den Fundumständen sondern auch in seiner zeitlichen Stellung Parallelen zum eingangs erwähnten Schöninger Fund auf: bei der Beiseitigung der Friedhofsmauer legte man zwei Gefäße, einen Kugeltopf und ein Standbodengefäß mit Wellenfuß frei. Beide Gefäße standen nur 5 cm auseinander und waren von einer Steinpackung umgeben. Die Beschreibung des Wellenfußgefäßes läßt vermuten, daß es nicht mehr vollständig war, als die Bestattung angelegt wurde.

Anhand der Datierung der „Totengefäße“ läßt sich grob ablesen, daß diese Bestattungssitte gegen Ende des hohen Mittelalters und im Spätmittelalter ausgeübt wurde. Bis wann sie sich gehalten hat, ist nur ungenau festzulegen. Auf jeden Fall war man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits davon abgekommen, da sich bei dem Fund von Gr. Biewende nur noch die alten Dorfbewohner an diesen Bestattungsbrauch erinnern konnten.⁸⁾

Für weiterreichende Aussagen ist die Materialbasis bisher noch zu klein, so daß zunächst noch weitere Parallelen zu den oben geschilderten Funden freigelegt und publiziert werden müssen. Dazu bedarf es besonderer Aufmerksamkeit besonders im Bereich ehemaliger Friedhofsbegrenzungen.

Ebenso ergibt sich die Notwendigkeit, die auf verschiedenen Flurkarten verzeichneten „Heidenkirchhöfe“ genauer zu untersuchen. Zumindest sollte man sie nicht pauschal in vorgeschichtliche Zeiten datieren, wenn der direkte Bezug zu einer heutigen Siedlung nicht herzustellen ist, sondern man sollte auch damit rechnen, einen Friedhof vor sich zu haben, der in Verbindung mit einer Wüstung aus mittelalterlicher Zeit gebracht werden kann.

Anmerkungen:

- ¹ Freist 1975 a, b.
- ² vgl. hierzu die Fund- und Lageskizzen bei Freist 1975 a.
- ³ Freist 1975 a, 382.
- ⁴ Freist 1975 b, 104.
- ⁵ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel: Landschaftsbibliothek 1225, Heft 10, fol. 17.
- ⁶ Ausstellung Altstadtgrabung
- ⁷ Heintel 1961. – Frdl. Hinweis Dr. M. Mathias, Marburg.
- ⁸ siehe Anm. 5.

Literatur:

- W. Freist 1975 a, Beisetzung einer Frühgeburt in einem mittelalterlichen Tongefäß aus Schöningen, Kr. Helmstedt. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 44, 1975, 379–382.
- W. Freist 1975 b, Frühgeburt in einer mittelalterlichen Urne. Braunschweigische Heimat 61, 1975, 102–104.
- H. Heintel 1961, Zwei mittelalterliche Säuglingsbestattungen aus Wernswig, Kr. Fritzlar-Homburg.

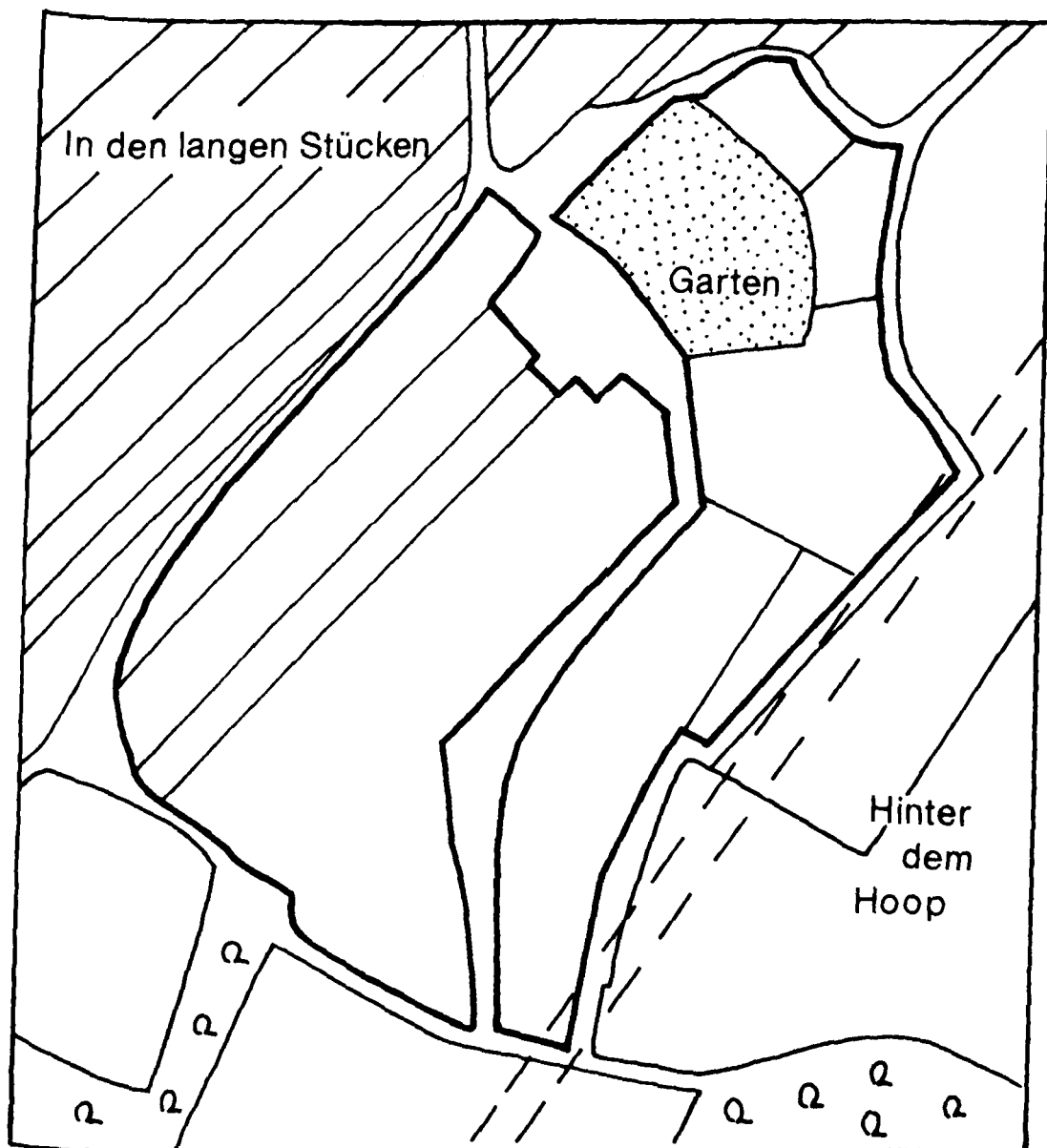
Ausstellung Altstadtgrabung, Historisches Museum Frankfurt. Museum für Vor- und Frühgeschichte. Ausstellung „Altstadtgrabung“ im Historischen Museum Frankfurt. Frühe städtische Siedlung. Der Saalhof. 10. 1. – 14. 1. (Ausstellungstexte).

Friedrich Brandes

Vergessene Dörfer

In den zahlreichen Fehden des Mittelalters sind viele Dörfer verwüstet und nicht wieder aufgebaut. Der Volksmund verlegt den Untergang dieser Dörfer allgemein in den dreißigjährigen Krieg, doch der Untergang liegt wesentlich weiter zurück, besonders in

Abb. 1: Feldmark Grafhorst



der Hauptwüstungsperiode zwischen 1300 und 1550. Weitere Ursachen für das Wüstwerden sind die Landerwerbspolitik der Grundherren und Klöster, ferner Hungersnöte und besonders die Pest, die ganze Dörfer entvölkert hat. Die Überlebenden verließen das alte Dorf und siedelten sich am Rande eines Nachbardorfes an. Den Karten der vor 200 Jahren durchgeführten herzoglichen General-Landesvermessung wie auch den Separationskarten des vorigen Jahrhunderts ist es zu verdanken, daß Form und Umfang der einstigen Dorfstellen noch zu erkennen sind. Recht selten lassen die Dorfstellen noch die alten Hofgrenzen erkennen wie z.B. im Falle des einstigen Dorfes Rischau, das heute in einem Waldgebiet liegt, oder auch auf der Wüstung Badekoth bei Brackstedt. Bemerkenswert ist bei den bislang aufgefundenen 52 Wüstungen des Landkreises Uelzen, daß nur auf einer einzigen Dorfstelle noch die Hofgrenzen zu erkennen sind. Dieser Rundling ist durch den Flurnamen „Die alte Höfe“ gekennzeichnet – doch weiß man ausgerechnet von diesem Dorfe nicht den Namen.

Keine einzige Dorfstelle in der Feldmark hat die Separation überdauert. Lediglich von knapp 50 % der Wüstungen haben wir urkundliche Nachrichten. Andererseits gibt es auch urkundliche Hinweise auf einige Dorfstellen, deren Lage man bis heute nicht gefunden hat.

Recht selten ist es, wenn auf alten Karten Dorfstellen einwandfrei zu erkennen sind, deren Namen aber bis heute unbekannt blieben. Vier solcher Fälle werden im folgenden behandelt:

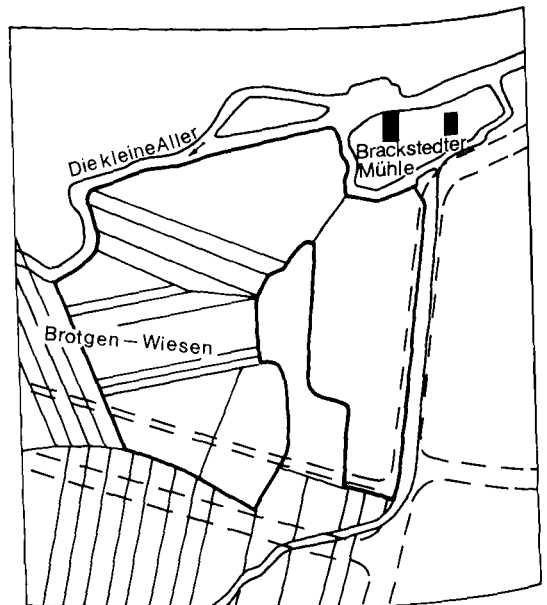
1. Dorfstelle dicht an der Straße Grafhorst-Velpke (vgl. Ausschnitt aus der Karte der General-Landes-Vermessung von 1756). Rings um die bis zur Separation von 1864 erhaltene Dorfstelle führten Wege, einer zog durch die Dorfstelle hindurch. Im nördlichen Teil des Dorfes war bis 1864 noch ein größerer Garten erhalten. Ein solcher mitten in der Feldmark liegender Garten ist immer als Relikt einer früheren Besiedlung anzusehen, denn kein Landwirt hätte weitab vom Dorfe einen Garten neu angelegt – dort hätte das Wild zuerst geerntet. Der Name des Dorfes ist bis heute unbekannt.¹⁾²⁾

2. Eine zweite wenig bekannte Dorfstelle lag als Rundling unmittelbar an der Brackstedter Mühle ca. 6 km nördlich der heutigen Stadt Wolfsburg. Abb. 2

zeigt die Dorfstelle im Jahre 1759. Der auf die Dorfstelle zuführende Weg biegt zuletzt auf die Mühle zu.³⁾ Bei der Lokalisierung der Dorfstelle kam 1956 der Zufall zur Hilfe: Zwar war die gesamte Fläche eine Wiese, wodurch die Suche auf Tonscherben wohl ohne Erfolg geblieben wäre, wenn nicht die Untersuchung der Maulwurfshügel mittelalterliche Tonscherben erbracht hätte.

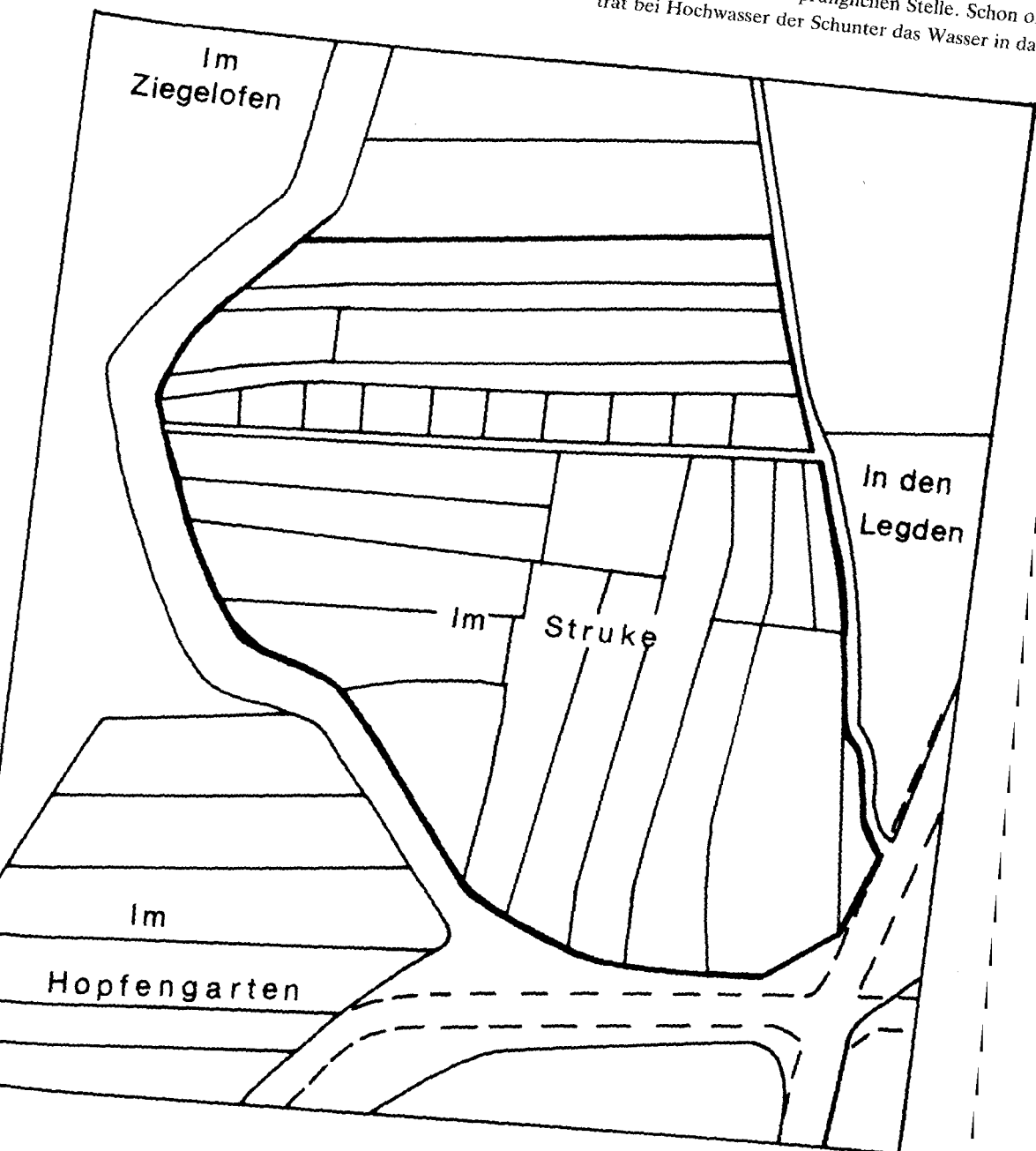
3. Dorfstelle bei Wendhausen. Bei Durchsicht der alten Flurkarte von 1754 fiel auf, daß der breite nach Norden führende Weg in einem eigenartigen Bogen um zahlreiche kleine Grundstücke führt, ohne hierzu durch etwaige Geländehindernisse gezwungen zu sein (Abb. 3). Bei der Ortsbesichtigung wurden mittelalterliche Tonscherben in den alten Gärten gefunden.

Abb. 2: Feldmark Brackstedt



Bei der Dorfstelle kann es sich nicht um das stige Klein-Wendhausen handeln, denn dieses 1353 wüst liegende Dorf lag viel weiter nördlich d Waldrande in Nähe der alten Burgstelle. Nun liegt d heutige Wendhausen zwischen zwei Schunterarmen an einer unmöglich ursprünglichen Stelle. Schon o trat bei Hochwasser der Schunter das Wasser in da

Abb. 3: Feldmark Wendhausen

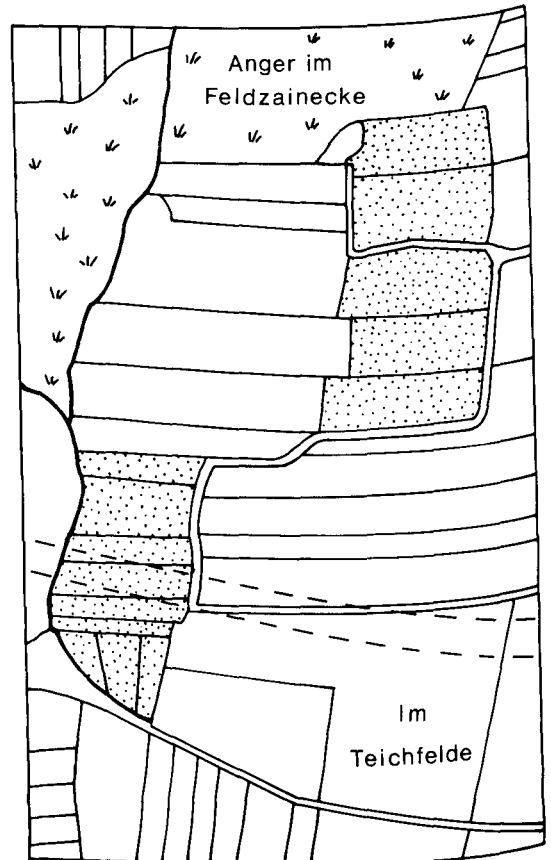


Unterdorf. Es kann sich also nur um eine Ortsverlagerung handeln, die Bewohner werden die ursprüngliche Ortslage verlassen haben, um sich im Schutze der Burg anzusiedeln. Für unsere Dorfstelle kommt daher nur das einstige Groß-Wendhausen in Betracht.

Einen ganz ähnlichen Fall stellt das heutige Peine dar, dessen Einwohner vor Jahrhunderten ebenfalls den Schutz der einstigen Burg suchten. Das ursprüngliche Dorf Peine lag dagegen im weiter südlich liegenden Flurstück „Wöhren“. – Entsprechendes gilt auch für das innerhalb der Wälle der einstigen Scheverlingenburg liegende Dorf Walle, das sich im spitzen Winkel der Mündung von der Schunter in die Oker befindet. Die ursprüngliche Dorfstelle lag weiter südlich; das Dorf nannte sich Hohenrode.

4. Unmittelbar an der Verbindungsstraße zwischen Eischott und Velstove befindet sich etwa auf halbem Wege eine Dorfstelle. Abb. 4 zeigt einen Ausschnitt aus der Eischotter Flurkarte von 1857; die alten Gärten sind punktiert dargestellt. Das Gelände fällt nach Süden zum einstigen Wipperteich hin ab. Das nördlich an die alten Gärten angrenzende Gebiet heißt „Anger im Feldzainecke“. Das Wort Feldzainecke ist dem Flurnamen „Wildzähnecke“ der Wendeschotter Feldmark sehr ähnlich. Hierbei handelt es sich um einen im Lauf der Jahrhunderte vom Volksmunde veränderten wendischen Namen, den „Wilczany“ nannte sich der wendische Stamm der Wilzen. Hiernach könnte es sich um eine wendische Ansiedlung handeln.

Abb. 4: Feldmark Eischott



Anmerkungen:

- ¹ Auf der Zeichnung ist die heutige Straße nach Velpke gestrichelt dargestellt.
- ² Das ebenfalls auf Grafhorster Feldmark liegende einstige Grabau, das zwischen 1444 und 1473 wüst wurde, lag weiter südöstlich am „Thiergarten“, wo es durch Tonscherbenfunde bestätigt wurde.
- ³ Auch hier sind die heutigen Wege gestrichelt dargestellt.

Buchbesprechungen

Jürgen Schierer (Hrsg.): *Twüschen Hameln un Chöttingen. Plattdeutsches aus Vergangenheit und Gegenwart*. Peine: Ostfalia-Verlag 1987. 375 S. 8°. DM 37,-.

Jürgen Schierer, Autor, Verleger und Gymnasiallehrer in Peine, ist seit Jahren dabei, die plattdeutsche Literaturlandschaft Ostfalens zu »kartographieren«. Er sammelt und sichtet, was es seit dem Neubeginn des gedruckten Niederdeutsch (d. h. seit etwa 1850) an literarischen Ereignissen im ostfälischen Dialektgebiet gegeben hat und weiterhin gibt, und er befördert das, was ihm davon am lesenswertesten erscheint, in schön gebundenen Anthologien zum Druck. Dies ist bereits der zweite Band der Reihe; er enthält Texte von 23 Autoren. Die erste der Anthologien, »*Twischen Bronswiek und Hannover*«, mit Texten von 30 Autoren, ist 1982 erschienen.

Bei vielen der in diesem Band versammelten Texte muß man darauf achten, sie nicht mit ungerechtem Maßstab zu messen. Vor allem die am stärksten vertretene neuniederdt. Gattung, die Anekdote, will nicht durch formale oder thematische Originalität beeindrucken, sondern will nur unterhalten, und zwar in traditionellen Formen. Das Muster für die ostfälische Anekdote liefert bis heute Wilhelm Henze aus Einbeck (1845–1918), der hier mit drei Stücken repräsentiert ist. Ihm sind viele, viele gefolgt. Abgedruckt sind Anekdoten von Adolf Becker aus Stadtoldendorf (1874–1965), Adolf Heuer aus Varrigsen (1908–1987), Otto Stille aus Stadtoldendorf (1886–1965) und von anderen mehr. Traditionell sind auch die Themen einiger lyrischer Beiträge zur Sammlung: Da wird das Lob des Heimatorts, der alten Zeiten oder des Plattdeutschen gesungen.

Jedoch enthält der Band auch zahlreiche Texte, die sich über solche Art von Konventionalität deutlich erheben: so z. B. vier Märchen aus Wilhelm Buschs Sammlung »*Ut oder Welt*« (hier unnötigerweise aus dem Wiedensahler Platt in das von Lüthorst transponiert), einige Gedichte des Calenbergers Christian Flandes (1847–1926), die wohl den Vergleich mit manchen Gedichten Fontanes aushielten, schließlich auch einige Texte aus Renate Molles (geb. 1942) gerade er-

schienenem Gedichtband »*Deißelnsoat*«, der in dieser Zeitschrift gesondert besprochen wird.

Die Anthologie führt uns zugleich die lautliche Vielfalt und Spannweite des ostfälischen Niederdeutsch vor Augen. Wo wird einem sonst schon einmal Plattdeutsch von der hessisch-niederdeutschen Sprachgrenze an der Werra auf einen Blick mit »einfachem« Calenberger Ostfälisch dargeboten? Der Herausgeber macht sich um das ostfälische Niederdeutsch verdient. Auf die noch ausstehenden Bände der Anthologie, die bald erscheinen sollen, darf man gespannt sein.

Herbert Blume

Renate Molle: *Deißelnsoat*. Peine: Ostfalia-Verlag 1987. 115 S. 8°. DM 16,80.

Die 68 Gedichte, aus denen dieses (übrigens schön gedruckte und sorgfältig ausgestattete) Buch besteht, gehören zum Anspruchsvollsten, was seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, seit Eduard Schmelzkopfs Elegien, Oden und Balladen, in ostfälischem Platt erschienen ist. Wer nun meint, daß plattdeutsche Dichtung wenn nicht gar lauthals-lustig, so doch wenigstens humorig, heiter oder besinnlich zu sein habe, kommt hier nicht auf seine Kosten. Renate Molles Gedichte sind überhaupt nicht unterhaltsam, sondern ernst und fordernd (und nehmen dadurch auch den Leser ernst). Diese Art von Seriosität ist wahrhaftig nicht die Regel in der neuniederdeutschen Literatur: hier haben wir sie.

Die Autorin schreibt in ihrer südhannoverschen Mundart der Gegend um Dassel über Dinge, die uns alle angehen oder doch angehen können und sollten: über das politische Alltagsklima im Jahr 1983, über Juden in Deutschland, über den Libanon, über erwachsen gewordene Contergan-Geschädigte (all das aber fern jeder Aktualitätshascherei) und immer wieder über das Thema Mann und Frau, Du und Ich, über Glück und Trauer, über Geborgenheit und Ferne. Und so etwas soll auf Plattdeutsch gehen? Renate Molle zeigt uns, daß es geht. In der Form meist kurzzeiliger, reimloser Strophen benennt sie die Dinge in einer bis aufs Äußerste getriebenen (an Rose Ausländer oder Greta Schoon erinnernden) Verknappung

der sprachlichen Aussage. Dabei wird die Grenze zum Dunklen, Hermetisch-Unverständlichen bisweilen wohl berührt, nie aber wirklich überschritten. Die Gedichte suchen allerdings wache Leser und Leserinnen, solche, denen die Frage, wie wir Menschen eigentlich miteinander umgehen, nicht bloß eine unter vielen ist. Plattdeutsche Texte also, die eines jedenfalls nicht sind: Heimatliteratur.

Wer Plattdeutsch versteht, wie es in der Gegend um Braunschweig gesprochen wird, kann kaum ernstliche Probleme beim Lesen der Texte haben. Die paar anderen Diphthonge sind schnell begriffen. Und wer solches Platt nicht kennt, dem helfen die synoptisch abgedruckten hochdeutschen Wort-für-Wort-Übersetzungen beim Verstehen.

Der Titel des Buches bedeutet: Distelsaat. Die ist stachlig und ist schön, und sie verwelkt nicht so bald.

Herbert Blume

Gerhard Eckert, Niedersachsens Kunst – entdecken und erleben. Von der Nordsee bis zu Harz und Weser.

Husum: Husum-Druck- und Verlagsgesellschaft 1989. 176 Seiten, br., zahlreiche Abb., DM 11,80.

In der umfangreichen Reihe der Regionalliteratur der Husum-Druck- und Verlagsgesellschaft ist nun auch ein Kunstführer zu Niedersachsen erschienen, dessen handliches Taschenbuchformat ihn zumindest vom Äußeren her als regelmäßigen Begleiter empfiehlt. Dabei darf man dem Autor Gerhard Eckert gleich zu Beginn der Lektüre dieses Entdeckungsbüchleins in einem Punkte uneingeschränkt zustimmen, daß nämlich der Reichtum kultur- und kunstgeschichtlicher Tradition und ihrer Zeugnisse den Niedersachsen überraschend wenig bewußt, den Besuchern Niedersachsens selten bekannt ist. In diesem Sinne stellt der Streifzug durch Niedersachsens Kunst eine wahre Fundgrube für jeden dar, der einen ersten und intensiven Überblick über diesen Reichtum und das Angebot der Kunstlandschaft des zweitgrößten Bundeslandes sucht. In sechs umfangreichen Kapiteln gliedert der Autor sein Thema, wobei der regionale Aspekt im Sinne des Reisebegleiters im Vordergrund steht. Eingegrenzt wird dabei die Betrachtung

durch die Konzentration auf die Zeugnisse der Kunstgeschichte, wenn auch die Grenzen bei dem Begriff Kunstwerk gelegentlich verschwimmen. Bei der Lektüre wird spürbar, daß der Autor mit Begeisterung und innerem Engagement die Kunstzeugnisse auswählt und beschreibt, die Auswahl allerdings auch deutlich subjektiv bestimmt ist.

So werden die sechs Großstädte Hannover, Hildesheim, Braunschweig, Göttingen, Osnabrück und Oldenburg unter jeweils charakteristischen Eigenschaften betrachtet. Bei Hannover sind dies Zeugnisse der Backsteingotik und die Geschichte des Schlosses Herrenhausen. Bei Hildesheim bewegt den Autor die Betrachtung der Zeit vor der Kriegszerstörung und der Stadt der Kirchen, als die sie sich noch heute darstellt. Im Mittelpunkt stehen dabei der Dom und St. Michael. Bei der Ernsthaftigkeit in der Bewertung der Kunstwerke im gesamten Buch muß es allerdings verwundern, daß in positiver Form die Disneyland-Mentalität des wiederaufgebauten Knochenhauer Amtshauses überhaupt Erwähnung findet. So ist man im nächsten Kapitel erleichtert, daß bei der Betrachtung der Stadt Braunschweig nicht über die Idee zum Wiederaufbau des Braunschweiger Residenzschlosses spekuliert wird. Vielmehr spielt hier natürlich der Burglöwe eine zentrale Rolle als erste monumentale Freiplastik des Mittelalters nördlich der Alpen, allerdings ohne Hinweis darauf, daß sich das Original heute im Museum befindet. Vielmehr wird der Eindruck erweckt, als wäre dieses Original immer noch auf dem Burgplatz aufgestellt. Vom reizvollen Altstadttrahaus bis zur bedeutsamen Klosterkirche von Riddagshausen sind die wichtigsten Denkmäler der Stadt Braunschweig erwähnt, wobei dem Dom St. Blasius eine zentrale Rolle bei der Betrachtung geboten ist. Erwähnenswert bei der Stadt Göttingen findet der Autor das Rathaus aus dem 14. Jahrhundert, während für Osnabrück der Dom St. Petrus als wichtigstes Gotteshaus ausführlich dargestellt wird.

Für Oldenburg steht das Schloß im Mittelpunkt und so „glänzt das Landesmuseum“ das sich darin befindet. Zum Stichwort Museen: Hier leitet das Buch deutlich unter Lückenhaftigkeit und willkürlicher Auswahl, denn während vielfach Heimatmuseen erwähnt werden, fehlen so bedeutende Museen wie das Historische Museum in Hannover oder das Städtische

Museum in Braunschweig, obwohl sie reiche Schätze der jeweiligen städtischen Kunst- und Kulturgeschichte beherbergen.

Zwischen Elbe und Ems wird der Leser von der Schilderung malerischer Stadtbilder wie Stade, Schlössern wie Jever aber auch einer reichen Kirchenarchitektur verzaubert. Die Backstein-Baukunst der Lüneburger Heide mit dem beeindruckenden Ensemble von Lüneburg als Zentrum läßt erkennen, daß auch hier noch zahlreiche Defizite deutscher Kunstgeschichte und ihrer Kenntnis auf den Besucher und die Forschung warten. Entlang dem Mittellandkanal wird von Wolfsburg bis zur Ems die Landschaft ebenso ausführlich behandelt, wie im vorletzten Kapitel der Harz, der schon seit dem Mittelalter mit der Pfalz Goslar ein zentraler Treffpunkt im Deutschen Reich war. Besonders hervorzuheben dabei der Kaiserdom in Königslutter, der nicht nur ein überragendes Zeugnis europäischer Kirchenkunst des Mittelalters, sondern ein wichtiges Dokument der bedeutenden Geschichte Kaiser Lothars III., der 1125 überraschend zum deutschen König gewählt und anschließend zum Kaiser gekrönt wurde. Der gerade in jüngster Zeit zunehmend entdeckten Weserrenaissance ist das abschließende Kapitel mit interessanten Eindrücken gewidmet.

Die Beschreibung des Autors sind ansprechend und präzise und belegen profunde Kenntnis von Niedersachsens Kunstgeschichte. In den Beschreibungen wird in vielfacher Weise auf umfangreiche Gesamtdarstellungen durch ausführliche Zitate Bezug genommen. Störend nur, daß die Nachweise der Zitate auf die Autorennamen begrenzt wurden und ein Literaturverzeichnis zur weiteren Vertiefung der aufgezählten Inhalte und Fragen fehlt. Auch sollte ein Reisebegleiter, der „die ausgetretenen Pfade des Massentourismus“ verlassen helfen will, mit benutzbaren Karten versehen sein. Wünschenswert wäre auch gewesen, wenn die im übrigen guten Abbildungen sich nicht zum größten Teil auf Zeugnisse der Architektur beschränkt hätten, sondern auch umfangreicher einzelne Kunstwerke anderer Gattungen dem Betrachter vor Augen führen würden.

Trotz der erwähnten Mängel kann der Rezensent abschließend jedoch feststellen, daß der Autor ein reizvolles Begleitbuch für Neugierige geschaffen hat. Wer aber neugierig wird, will wissen und wer wissen

will, kann mit diesem Reisebegleiter beginnen, das unbekannte Niedersachsen mit seiner reichen Kunst, Kultur und Geschichte zu entdecken. Insofern kann man diesem Reisebegleiter eine weite Verbreitung und baldige ergänzte Neuauflage wünschen.

Gerd Biegel

Ernst Rüdiger Look u. a., *Geologie, Bergbau und Urgeschichte im Braunschweiger Land* (nördliches Harzvorland, Asse, Elm-Lappwald, Peine-Salzgitter, Allertal). Mit geologischer Wanderkarte 1:100 000. (= Geologisches Jahrbuch Reihe A. Heft 88). Hannover: Bundesanstalt für Geowissenschaften 2. Auflage 1985. In Kommission: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. 452 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen, Karte in Farbdruck. 4° – Brosch. DM 88,00.

Bereits 1984 war die erste Auflage des vorliegenden Werkes unter dem Titel *Geologie und Bergbau im Braunschweiger Land* erschienen und fand zu Recht eine gute Aufnahme bei Lesern und der Fachwelt. (vgl. *Braunschweigische Heimat* 71, 1985, 27 ff.)

Dies gilt vor allen Dingen für die beigegefügte Karte, die jedem unentbehrlich sein dürfte, der das Braunschweiger Land unter geologischen und archäologischen Aspekten entdecken möchte. Und es gibt viel zu entdecken, denn es handelt sich um eine der geologisch abwechslungsreichsten Landschaften in Deutschland. Der Reichtum an Rohstoffen bestimmte seit Jahrhunderten diese Landschaft und die Vielfalt der geologischen Formationen bot auch den Wissenschaften ein reiches Feld der Anregungen. Nicht immer sind die ehemaligen geologischen Aufschlüsse noch sichtbar, sondern wurden in der Zwischenzeit durch Müll und andere Materialien verfüllt und gingen auf diese Weise für Beobachtungen der Wissenschaft verloren. Es ist daher ein besonderes Verdienst dieses Buches und seiner Autoren, daß durch umfangreiche Quellenstudien und sorgfältige Auswertung vorhandener Forschungsergebnisse auch diese scheinbar verlorenen Fundstellen aufgenommen, untersucht und beschrieben werden konnten. Damit ist ein wertvolles primäres Quellenmaterial in vorbildlicher Weise für alle Interessierten und

die Wissenschaft erneut zugänglich. Sowohl durch die Ergebnisse der Arbeit als auch in direkter Form machen die Bearbeiter deutlich, wie groß der Schaden in jeder Hinsicht ist, wenn mit dem Landschaftsverbrauch und der Zerstörung geologischer Fundstätten durch rücksichtslose Sammler und durch die Eingriffe in die Natur Raubbau getrieben wird.

Für denjenigen, der sich mit dem Braunschweiger Land seinen geologischen Spuren intensiv beschäftigen möchte, ist zunächst einmal die Karte der eigentliche Ausgangspunkt der Betrachtung. Dieser sorgfältig erarbeiteten Karte ist sozusagen als Erläuterung ein umfangreicher Beschreibungsteil der geologischen Aufschlüsse beigelegt. In diesem Beschreibungsteil ist eine solche Informationsfülle verarbeitet und wiedergegeben, daß im Rahmen einer solchen Rezension kaum auf Details eingegangen werden kann. Nach einer methodischen Einführung findet der Leser neben der topographisch genauen Beschreibung der Fundstellen auch eine ausführliche Darlegung, wie vorhandene Rohstofflagerstätten durch den Menschen genutzt wurden. So finden sich zu vielen Fragen der Landschaftsgeschichte und auch der Wirtschaftsgeschichte erste wichtige Auskünfte, die mit den umfangreichen Literaturangaben ausgiebig vertieft werden können. Dies gilt etwa für die Fragen der Erdölbohrungen oder der Ziegeleien, um nur zwei Möglichkeiten zu erwähnen. Karten, Stratigraphien und Grundrisse sind weitere wichtige Quellen, wenn auch hier gelegentlich die Abbildungsgrößen Qualitätsnachteile mit sich bringen. (vergl. z. B. Abb. 59, 69, 78 oder 83).

Besonders hervorzuheben ist, daß neben geologischen Fragestellungen auch archäologische Denkmäler und Fundstellen in die Karte und dem Beschreibungsteil aufgenommen wurden. Hier sind immer wieder sorgfältige Verarbeitung und Darstellung des neuesten Forschungsstandes zu unterstreichen. Es wäre zu wünschen, wenn dieses umfangreiche Material für eine vergleichbar qualitätvolle kulturgeschichtliche Darstellung des Braunschweiger Landes genutzt würde.

Karte, Beschreibung und methodische Einführungen werden ergänzt durch ein Literaturverzeichnis von großem Umfang.

Abschließend kann festgestellt werden, daß diese Publikation von herausragender Qualität ist und die

Biologie des Braunschweiger Landes, die Nutzung durch den Menschen und die frühe Siedlungsgeschichte umfassend erschließt. Das Buch muß Pflichtlektüre für jeden sein, der sich mit der Entwicklungsgeschichte des Braunschweiger Landes beschäftigt und sollte eine weite Verbreitung finden als Hilfsmittel zur Entdeckung unseres Landes. Beides lohnt sich auf jeden Fall.

Gerd Biegel